

*Christine Lavant* HERZ AUF DEM SPRUNG

*Christine Lavant*

HERZ AUF DEM  
SPRUNG

Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach



OTTO MÜLLER VERLAG

Die hier erstmals publizierten Briefe zeigen Christine Lavant in einer prekären Lebensphase und geben Zeugnis von der ungeschützten Existenz der Klassikerin der Gegenwartsliteratur.

*Christine Lavant* HERZ AUF DEM SPRUNG

ISBN 3-7013-0957-4



Christine Lavant und Ingeborg Teuffenbach treten in den Jahren 1948 und 1949 zueinander in Kontakt. In jenen Jahren des Kennenlernens schreibt Lavant eine Vielzahl von Briefen an Teuffenbach, die literarisch so ungemein dicht gestaltet sind, daß man die Dichterin darin greifen zu können meint. Später wechseln Ton und Innigkeit der Briefe. In den Briefen an Teuffenbach zeigt sich Lavant in oft selbstverletzender Schärfe. Sie berichtet der fernen Freundin von den kleinen Dingen des Alltags und den großen Fragen der Existenz. Immerwiederkehrende Themen der insistierenden Briefe sind: das Schreiben und das Verzweifeln darüber, die Sehnsüchte der Frau und der Künstlerin, die menschlichen Beziehungen und ihr Scheitern.

Der sachkundige Kommentar und das Nachwort der Herausgeberin sollen als Verständnishilfe für ein Briefwerk dienen, dessen Lektüre erschüttert und neue Facetten Lavants offenbart.

Im Juni 1948 verfaßte Christine Lavant einen literarischen Text für Ingeborg Teuffenbach, in dem sie von ihrer Kindheit und ihrer Entwicklung erzählt (er erschien 1996 im Otto Müller Verlag unter dem Titel „Die Schöne im Mohnkleid“).

OTTO MÜLLER VERLAG



*Christine Lavant, geboren 1915 in St. Stefan im Lavanttal, Kärnten, als neuntes Kind einer Bergarbeiterfamilie. Sie erhält zahlreiche Preise, u. a. 1954 und 1964 den Georg-Trakl-Preis, 1970 den Großen Staatspreis für Literatur. Das Werk der 1973 verstorbenen Autorin ist im Otto Müller Verlag veröffentlicht.*

*Annette Steinsiek (Hrsg.), geboren 1964 in Gütersloh; lebt in Innsbruck. Studium der Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte. Dr. phil. an der Universität Innsbruck. Mitarbeiterin am „Brenner-Archiv“, Innsbruck.*

Christine Lavant

# Herz auf dem Sprung

Die Briefe an  
Ingeborg Teuffenbach

Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck)  
herausgegeben und mit Erläuterungen  
und einem Nachwort versehen  
von Annette Steinsiek

OTTO MÜLLER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Lavant, Christine:**

Herz auf dem Sprung : die Briefe an Ingeborg Teuffenbach / Christine Lavant. Im Auftr. des Brenner-Archivs (Innsbruck) hrsg. und mit Erl. vers. von Annette Steinsiek. - Salzburg ; Wien : Müller, 1997

ISBN 3-7013-0957-4

ISBN 3-7013-0957-4

© 1997 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Leo Fellingner, Salzburg

Satz: Fotosatz Rizner, Salzburg

Druck: Wiener Verlag, Himberg bei Wien

## *Inhalt*

Verzeichnis der Briefe von Christine Lavant an Ingeborg Teuffenbach	6
Die Briefe	13
Erläuterungen zu den Briefen	139
Editorische Hinweise	185
Nachwort	192

## *Erläuterungen zu den Briefen*

*I* [wohl zw. dem 13. u. dem 20. 1. 1948] Zur Datierung: Aus dem Brief läßt sich schließen, daß er kurz nach dem ersten Besuch Christine Lavants bei Ingeborg Teuffenbach geschrieben wurde, und er war wohl auch überhaupt der erste, den Christine Lavant an Ingeborg Teuffenbach geschrieben hat. Der erste Besuch könnte am 13. Januar 1948 stattgefunden haben – an diesem Tag steht im Notizkalender Ingeborg Teuffenbachs: „Christine Habernig zum Tee.“ Es liegt von der ansonsten geschlossenen Folge von Notizkalendern (Nachlaß Teuffenbach, Brenner-Archiv; sie beinhalten Termine, die von der Art her als im Nachhinein eingetragen zu erkennen sind und also wohl tatsächlich Stattgefundenes aufführen) das Jahr 1947 nicht vor, so daß sich nicht ausschließen läßt, daß dieses Treffen schon 1947 stattfand. Es gibt jedoch einige Hinweise, die das oben angenommene Datum stützen. Erstens: am 24. 8. 48. schreibt Christine Lavant, es komme „der erste Winter wo ich eine Ingeborg hab“, u. ä.; zweitens: von dem Verlauf, der Dynamik der Beziehung her ist es wahrscheinlich, daß keine längere Zeit zwischen den Begegnungen lag; drittens: nimmt man dieses Datum als Datum der ersten Begegnung an, läßt sich eine andere Stelle dieses Briefes klären: „wo sich für Sie u. Ihren Mann so Schweres entscheiden soll“: sie stünde dann in Zusammenhang mit der Kalendereintragung Ingeborg Teuffenbachs vom 20. 1. 1948: „Klagenfurt, Verhandlung Heinz“. Heinz Capra wurde am 20. 1. 1948 aufgrund seiner Funktion im nationalsozialistischen Machtapparat verurteilt. Wieweit



Ingeborg Teuffenbach Christine Lavant darüber informiert hat, läßt sich nicht mehr ermitteln.

„Frau Capra“: Ingeborg Teuffenbach-Capra, geb. 1. 10. 1914 (Wolfsberg), gest. 17. 9. 1992 (Innsbruck), Kulturschaffende in Innsbruck und Schriftstellerin. Zunächst Kindergarten- und Hortlehrgang in Wien, dort auch Kontakt zu Literatur und Theater. 1937 Heirat mit Heinz Capra (sie behielt als Schriftstellerin ihren Geburtsnamen). Zwei Söhne. Während des Krieges kehrte sie mit den Söhnen wieder in ihr Geburtshaus zurück, ins ‚Haus Teuffenbach‘ bei Wolfsberg. Im Oktober 1951 übersiedelte die Familie nach Innsbruck. Ingeborg Teuffenbach war dort (Mit-) Organisatorin der *Österreichischen Jugendkulturwochen*, die bis 1969 stattfanden, rief 1977 die *Innsbrucker Wochenendgespräche* ins Leben, war Ende 1983 Mitgründerin der Literaturzeitschrift *INN*. Sie schrieb als freie Mitarbeiterin hunderte Artikel über Literaten, Bücher und Veranstaltungen in der *Tiroler Tageszeitung* sowie kurze Beiträge für das Radio (RAI Bozen). Veröffentlicht hat sie mehrere Gedichtbände in der Zeit von 1938 bis 1940 (Neuaufgaben 1943), in denen sie Naziideologie transportierte. Später, ohne daß sich wirkliche Reminiszenzen erkennen ließen, veröffentlichte sie den Gedichtband *Der große Gesang* (1953), Beiträge in Lyrikanthologien und Kinderbüchern. Seit den 50er Jahren hat sie sich mehr erzählenden Texten zugewandt, seit den 60er Jahren auch der Gattung Hörspiel (1980 erhielt sie z. B. den ORF-Hörspielpreis). 1989 kam ein Erinnerungsbuch über Christine Lavant auf den Markt (*Christine Lavant – „Gerufen nach dem Fluß“*. Zeugnis einer Freundschaft, Zürich: Ammann 1989). 1993 erschien postum der Gedichtband *Positionen*.

(Vgl. auch meinen Aufsatz über Ingeborg Teuffenbachs Leben und Werk: *Nachlässlich Ingeborg Teuffenbach*, in: *INN. Zeitschrift für Literatur*, 12. Jg., Innsbruck, Mai 1995, S. 38–41.)

„Ihren Mann“: Dr. Heinz Capra, geb. 10. 9. 1906 (Bruck/Böhmen), Wirtschaftsjurist; lebt in Innsbruck.

„Chr. H.“: Christine Habernig, geb. Thonhauser, geb. 4. 7. 1915 (Groß-Edling bei St. Stefan im Lavanttal, Kärnten), gest. 7. 6. 1973 (Wolfsberg), seit etwa Mitte der 40er Jahre Christine Lavant.

3 „am 22. 6. 48.“

„was ich Ihnen hier übersende“: Dieser Brief ist das Begleitschreiben zum ersten Teil eines etwa 50 Seiten langen maschinengeschriebenen Textes, den Christine Lavant an Ingeborg Teuffenbach sandte. Der Text wurde 1996 als *Die Schöne im Mohnkleid* im Otto Müller Verlag veröffentlicht. Christine Lavant erzählt darin der neuen Person in ihrem Leben, „Ingeborg“, von der Kindheit, von dem eigenen Werden, und formuliert zugleich eine Hoffnung auf und den Anspruch an die Zukunft: Krank und arm, war sie der Dynamik des Ausgeschlossenenseins ausgesetzt, die aber von manchen Personen durch Momente der Bereitschaft und Zuneigung durchbrochen wurde. Die Sehnsucht nach solcher Erlösung wird nun auf ein neues Gegenüber, auf Ingeborg Teuffenbach, gerichtet.

4 „am 19. 7. 48.“ Dieser Brief wurde bereits veröffentlicht in: *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv*, Nr. 13, 1994, S. 5f. (Die dortige Transkription enthält jedoch meiner Lesung nach einige auch schwerere Lesefehler.)

„Ihre Elegie“: Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich um die (oder eine Vorstufe der) Elegie *Von den Obdachlosen* (in: Ingeborg Teuffenbach, *Der große Gesang*, Stuttgart: Engelhornverlag Adolf Spemann 1953, S. 30). „L H.“: Hier wurde im Original das ‘H’ direkt über das ‘L’ geschrieben.

5 „am 6. 8. 48.“

„das Buch“: nicht ermittelt.

„Ihr Vater“: Hans Teuffenbach, starb bereits 1924.

„Ihre Mutter“: Maria Teuffenbach (1879–1971). Sie war das Familienoberhaupt der im Tal als ‚Haus Teuffenbach‘ bekannten Großfamilie. Zu ihrem Geburtstag im August gab es regelmäßig Familienfeste, die Ingeborg Teuffenbach immer wieder ins Lavanttal führten. Auch die Ostertage verbrachte Ingeborg Teuffenbach bis zum Tode ihrer Mutter beinahe jedes Jahr dort.

„Ihre Schwester“: Liselotte („Liselott“) Kaposi-Teuffenbach (1911–1954), führte seit ihrer frühen Jugend den Teuffenbachschen Landwirtschaftsbetrieb ihres verstorbenen Vaters weiter.

„Gedichtband“: nicht ermittelt (vielleicht das schon oben erwähnte „Buch“).

„Kunter“ (neben Renger“): Die Papierwarenhandlung Kunter (neben dem Schuhgeschäft Renger) lag am ‚Hohen Platz‘ zentral in Wolfsberg. Der Laden scheint eine Art Mittelstation eines privaten Postweges zwischen Christine Lavant und Ingeborg Teuffenbach gewesen zu sein (vgl. auch die Briefe 8 und 18). Christine Lavants Mann, Josef Habernig (vgl. Anm. zu Brief 6), ging täglich nach Wolfsberg, z. T. sogar zweimal täglich (vgl. Brief 29), und

konnte nach dort und von dort Briefe und anderes transportieren. Er brachte manches auch direkt zu Teuffenbachs (vgl. Brief 15).

6 „am 24. 8. 48.“

Diesen Brief schickte Ingeborg Teuffenbach am 13. 4. 1964 an Ludwig v. Ficker (vgl. Anm. zu Brief 29) mit folgendem Begleitschreiben:

„Lieber verehrter Herr Professor Ficker,  
es fällt mir nichts besseres ein, als Ihnen zum Geburtstag einen alten Brief von Christl zu schenken – einen, aus der Zeit, wo sie noch ganz arm und unsicher war. Ich tue es – wie Sie sich denken können – nicht, weil ich in Christls Leben damals eine Rolle spielte, sondern, weil ich Ihnen ein Stückchen von der damaligen Christl schenken will. Sie verstehen und lieben diesen Menschen wie kaum jemand anderer, lieber Herr v. Ficker, deshalb sollen Sie auch mehr, als die anderen Leute von ihm erfahren. Mit den allerbesten u. herzlichsten Wünschen für ein glückliches Lebensjahr verbleibe ich

Ihre Ingeborg C. Teuffenbach“ (handschr., Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv)

„ehe ich wegfahre“: Ziel und genaueres Datum dieser Fahrt sind nicht bekannt; der folgende Brief ist sicherlich von dieser Fahrt geschrieben worden.

„ewig-Kranke“: Als Kind hatte sie Skrofulose (eine veraltete Bezeichnung, die die Prädisposition zur Tuberkulose meinte; seltene Haut- und Lymphknotenerkrankung im Kindesalter, geht einher mit einer Verhornung der Bindehaut, nässenden Ausschlägen usw.); es blieben ihr davon eingeschränkte Seh- und Hörfähigkeit. Die Formulierung

„ewig-Kranke“ sollte sich auch für ihr weiteres Leben bewahrheiten; in den Briefen spricht sie immer wieder von Bronchitis, Grippe und Verkühlungen, Hinweis auf eine stark geschwächte Abwehrkraft; überhaupt war ihr Körper von einer ungeheuren Empfindlichkeit. Sie hatte Nervenentzündungen in den Armen, leidet später an Basedow und an manchem anderen. Ihr Organismus ist vorzeitig verbraucht, an Gerhard Deesen schreibt sie: „Ich bin biologisch nicht 48, sondern 68 Jahre alt.“ (Ende Okt. 1963, *ensemble*, Heft 5, 1974, S. 151; Deesen war damals Rechtsanwalt in Kaufbeuren; er nahm aufgrund seiner Begeisterung für ihre Gedichte 1962 den Kontakt zu ihr auf. Persönlich trafen sie sich nie; der Kontakt dauerte wohl bis zu ihrem Tode; der letzte Brief an ihn stammt vom Juni 1972.) Auch Depressionen nahmen ihr körperliche Kraft.

„Toni (Nona)“: Christine Lavants Schwester Antonia Kucher, geb. Thonhauser, geb. 16. 10. 1907 (St. Stefan), gest. 18. 6. 1978 (Klagenfurt), ein Sohn, wohnte seit den frühen 20er Jahren in Klagenfurt.

„Gertrud“, „ihr Mann“, „Lintschnig“: Gertrud und Johann (Hans) Lintschnig. Sie führten seit 1933 in St. Stefan einen Gemischtwarenladen. Gertrud Lintschnig, geb. Puntigam, geb. 7. 3. 1908 (Groß St. Florian, Stmk.), gest. 6. 5. 1965 (St. Stefan), war eine der ältesten Freundinnen Christine Lavants. Christine Lavant lernte sie früh über die ‚Wettl-Tant‘ kennen, d. i. Barbara Hans (die einzige Schwester von Christine Lavants Mutter), Hausangestellte der Lintschnigs. Im Herbst 1950 zogen Christine Lavant und ihr Mann nach dem Ausbau des Lintschnigschen Hauses dort in eine Dachkammer als Mieter ein.

„die Hausfrau“: die Frau des Hauses = Vermieterin, zu diesem Zeitpunkt Frau Maria Juri (1900–1969). Nach dem Tod der Mutter 1938 (der Vater war im Jahre zuvor gestorben) mußte Christine Lavant den kleinen Wohn-Raum, den die Familie sich geteilt hatte, aufgeben und bezog in der Nähe ein winziges Dachzimmer im Haus des Bergarbeiters Johann Juri (1897–1977) und dessen Frau. Nach der Heirat 1939 zog zudem noch ihr Mann dort ein. Sie war dort neben den ärmlichen Verhältnissen auch Härten durch die Vermieter ausgesetzt (vgl. Briefe 10, 11, 12). *Hinweis: Der Begriff „die Frau“ bezieht sich nach dem Zeitpunkt des Umzugs in das Haus der Lintschnigs (Herbst 1950) in allen Briefen auf ihre neue ‚Vermieterin‘ Gertrud Lintschnig.*

„Kindsköpfe“: Im Original steht ‚Kinsköpfe‘. Es ist trotz der hier durchgeführten Korrektur nicht ganz auszuschließen, daß es sich im Original nicht um eine Verschreibung als Flüchtigkeit, sondern um das Muster ‚schreiben-wiesprechen‘ handelt.

„meinem Mann“: Josef Benedikt Habernig, geb. 4. 5. 1879 (Aich/Klagenfurt), gest. 4. 10. 1964 (Klagenfurt), Kunstmaler (Landschaft, Ansichten). Habernig konnte seiner Absicht, in Wien an der Akademie Malerei zu studieren, nicht folgen, da er den elterlichen Gutshof (Aich bei Klagenfurt) übernehmen mußte. 1911 Heirat mit Maria Elisabeth Sablatnig. Drei Töchter, ein Sohn. In den folgenden 15 Jahren wegen der Führung des Hofes keine künstlerische Tätigkeit möglich; Interesse an Kunstausstellungen. 1926 wegen ökonomischer Schwierigkeiten Verkauf des Hofes. Scheidung von seiner ersten Frau. Wiederaufnahme seiner künstlerischen Tätigkeit. Armut.

Etwa 1930 kam er nach Wolfsberg, war beeindruckt von der Landschaft des Lavanttales, lebte vom Verkauf seiner Bilder. 1936 erstmals Ausstellung auf der Biennale Venedig, ebenso 1942, 1950. 1937 Bekanntschaft mit Christine Thonhauser, die ihm angeblich interessiert bei der Arbeit zugesehen hat. Heirat mit Christine Thonhauser am 22. 4. 1939. Mitglied des Kärntner Kunstvereins. Während der Kriegszeit mit kunstinteressierten Freunden jeden Sonntag Gesprächsrunde im Gasthaus ‚Schwarzer Adler‘; davon angeregt, wurde 1949 die ‚Gilde für Kunst und Kunstgewerbe Unterkärnten‘ gegründet, deren Ausstellungen Habernig regelmäßig beschickte und die ihm auch Aufträge vermittelte. Schon früh und dann seit 1947 alljährlich mehrwöchige Studienreisen nach Italien (zwei seiner Töchter aus erster Ehe leben in Italien verheiratet). 1961 als einziger Kärntner bei einer repräsentativen Ausstellung in Innsbruck (wohl aus diesem Anlaß findet 1961 der zweite Besuch Christine Lavants bei Ingeborg Teuffenbach statt, vgl. den Notizkalender: Mi., 12. Juli „Christ. Lavant zum Übernachten“), ansonsten geht sein Name nicht über Kärnten hinaus. Von einem Schlaganfall mit Sturzfolgen 1963 erholte er sich nicht mehr. (Diese Kurzbiographie folgt im Prinzip den beiden einzigen Veröffentlichungen, die es über Habernig gibt: Helga Kraigher: *Josef Benedikt Habernig – ein vergessener Kärntner Künstler*, in: *Die Brücke. Kärntner Kulturzeitschrift*. Heft 4, 1982, S. 61–65. Dieser Aufsatz beruhte u. a. auf Mitteilungen von H. K. Granati, einer Tochter Habernigs, die später selbst ein Buch über ihren Vater als Maler herausgab: *Josef Benedikt Habernig. 1879–1964*, Klagenfurt: Carinthia 1985, Abbildungen.)

7 [um den 1. 10. 1948] Zur Datierung: Am 1. Oktober war Ingeborg Teuffenbachs Geburtstag; das Jahr ist sicher, weil sich Christine Lavant und Ingeborg Teuffenbach noch siezen. Der Ort, wo sich Christine Lavant aufhielt, ist nicht bekannt.

„Art meines Geschenkes“: nicht ermittelt, Gedichte wären gut denkbar.

8 „Mittwoch (mittag) 27. 10.“ [1948] Zur Datierung: Im Jahre 1948 fiel der 27. Oktober auf einen Mittwoch. Andere Jahre mit dieser Kombination kommen vom Kontext her nicht in Frage.

„Dein Mann noch bei Dir sein wird“: Heinz Capra war zu der Zeit die Woche über in Graz und kam meistens jedes zweite Wochenende nach Hause. (Dem Kalender zufolge wurde das Treffen tatsächlich auf den 2. November verschoben.)

„bitteren Kummer gemacht“: Der Bezug kann nicht mehr ermittelt werden. Das Problem könnte bei einem Treffen am 18. Oktober (Notizkalender Ingeborg Teuffenbachs) entstanden sein, denn auf ein Gespräch scheint sich der anzierte Brief Ingeborg Teuffenbachs zu beziehen: „ein unbedacht hingeworfener Scherz [...]“. Bei diesem Treffen scheinen sie auch das ‚Du‘ untereinander eingeführt zu haben.  
*Mögliche Rekonstruktion der Zusammenhänge für diesen und den folgenden Brief:*

Christine Lavant hat (vermutlich von Lintschnig aus) bei Ingeborg Teuffenbach angerufen, um ihr zu sagen, daß sie ihr Pilze bringen möchte; Ingeborg Teuffenbach hat gesagt, daß sie nicht zu Hause sein wird; Christine Lavant will sie trotzdem bringen; Christine Lavant erhält den



erwähnten Brief von Ingeborg Teuffenbach und antwortet darauf und nimmt ihren antwortenden Brief dann mit; beide treffen sich später zufällig am Bahnhof (der Kalender Ingeborg Teuffenbachs verzeichnet für diesen Mittwoch, den 27. Okt.: „met Christl. H. on the station“); bei diesem Treffen teilt Ingeborg Teuffenbach Christine Lavant etwas mit, worauf sich der folgende Brief vom 29. 10. bezieht; anscheinend ist es wiederum um das Problem des Schenkens gegangen, wie es in diesem Brief schon aufscheint, mit dem Hintergrund, daß sich Ingeborg Teuffenbachs Mann zu dem Thema geäußert hatte.

9 „am 29. 10. 48.“

„das Buch, Dein Buch“: nicht ermittelt.

10 „am 23. [22.] 11. 48.“ Zur Datierung und *denkbaren Rekonstruktion der Briefe 10, 11, 12*: Wohl in der Aufregung wegen der „Wohnungsangelegenheit“ hat Christine Lavant in diesem Brief (Brief 10) ein falsches Tagesdatum angegeben, denn im handschriftlichen Original von Brief 11 (der inhaltlich logisch auf Brief 10 folgen muß) ist in der Angabe des Tagesdatums eine ‚3‘ mit einer ‚2‘ überschrieben worden, eine Korrektur, die eine Verschreibung auch für den vorliegenden Brief (Brief 10) nahelegt. Sie schrieb also wahrscheinlich morgens am 22. 11., sah tagsüber Ingeborg Teuffenbach – deren Notizkalender verzeichnet ein Treffen am 22. 11. – und schrieb danach abends den zweiten Brief (Brief 11). Für den in Brief 11 angesprochenen „kommenden Montag“, also den 29. 11., verzeichnet der Kalender dann tatsächlich ein nächstes Treffen. Der folgende, dritte Brief dieses Zusammenhangs

(Brief 12) ist somit am 23./24. Nov. geschrieben: in seinem zweiten Teil steht: „Heut ist Mittwoch in 5 Tagen bin ich wieder bei Dir“: Der 24. 11. 1948 war ein Mittwoch, für den 29. 11. war das schon oben erwähnte Treffen vereinbart.

„meiner Tante“: wohl die ‚Wettl-Tant‘, Barbara Hans (vgl. Anm. zu Brief 6, „Gertrud“).

„Wohnungsangelegenheit“: vgl. auch die folgenden beiden Briefe.

„Meine Manuss. hab ich unfertig nach Deutschland geschickt“: an ihren Verleger Viktor Kubczak, geb. 27. 9. 1900 (Breslau), gest. 7. 10. 1967 (Stuttgart). Kubczak hatte nach dem Krieg in Stuttgart den Brentano-Verlag gegründet.

1945 war es im Hause der steiermärkischen Schriftstellerin Paula Grogger (vgl. Anm. zu Brief 18) zu einem Kontakt zwischen Christine Lavant und dem aus Breslau geflohenen Kubczak gekommen. (Groggers Werke waren vor dem Krieg in Breslau im Ostdeutschen Verlag erschienen, nach dem Krieg wurden mehrere davon im Brentano-Verlag neu aufgelegt; Kubczak dürfte also in Breslau für P. Grogger verlegerisch tätig gewesen sein.) Dieser Kontakt war von der Familie Purtscher hergestellt worden: dem Augenarzt Primarius (= leitender Arzt einer Abteilung) Dr. Adolf Purtscher (1882–1976) und seiner Frau Paula (1884–1950) sowie deren Tochter Gertrud Purtscher-Kallab (vgl. die entspr. Anm. zu Brief 37), die sich um fördernde Kontakte für Christine Lavant bemühten. Über den ärztlichen Kontakt hinausgehend hatte Christine Lavant 1935 einen privaten Briefwechsel mit Dr. Purtscher aufgenommen, den Paula Purtscher von 1936

bis zu ihrem Tod weiterführte, unterbrochen durch die Kriegsjahre. Von Purtschers bekam Christine Lavant zu Weihnachten 1946 ihre erste Schreibmaschine. (Vgl. *Steige, steige, verwunschene Kraft. Erinnerungen an Christine Lavant*, Wolfsberg: Verlag Ernst Ploetz, 1978, <sup>2</sup>1991, S. 11–19, auf den Seiten 14–19 auszugsweiser Abdruck einiger Briefe an Purtschers. Im folgenden als *Steige, steige* abgekürzt.)

Kubczak hat Christine Habernig die Annahme eines Künstlernamens nahegelegt, woraufhin sie sich Christine Lavant nannte. Bei den verschickten Manuskripten handelt es sich vermutlich um die des Gedichtbandes *Die unvollendete Liebe* und der Erzählung *Das Krüglein*, beides 1949 im Brentano-Verlag erschienen.

„Lebe wohl...“: handschriftlich.

*11* „22./3. [22.] 11. 48. (abends.)“ Zur Datierung: vgl. Datierung von Brief 10.

*12* [23./24. 11. 1948] Zur Datierung: vgl. Datierung von Brief 10.

„Mutterle“: ihre Mutter Anna Thonhauser, geb. Hans, geb. 14. 12. 1876 (St. Stefan-Groß-Edling), gest. 18. 2. 1938 (ebd.). Christine Lavant hat sehr an ihr gehangen, und die Mutter scheint ihr sehr gegenwärtig gewesen zu sein. Ihren Vater, Georg Thonhauser, geb. 10. 2. 1866 (St. Georgen), gest. 18. 8. 1937 (St. Stefan-Groß-Edling), der Maurer im Kohlebergwerk war (im Lavanttal wurde unter Tage Braunkohle abgebaut), erwähnt sie eher selten.

„Deinen Kindern“: Fritjof Capra, geb. 1. 2. 1939 (Wien), Physiker u. Systemtheoretiker, Autor. Lebt in den USA.

**Bernt Capra**, geb. 11. 4. 1941 (Wien), Filmregisseur. Lebt in den USA.

„Kassner“: Rudolf Kassner (1873–1959), österr. Kulturphilosoph, Essayist und Erzähler. Ingeborg Teuffenbach hatte sich in den vorderen Einband ihres Notizbuches von 1948 notiert: „Zahl und Gesicht. Elemente der menschl. Größe. Buch der Erinnerung (Insel Verl.)“. (Alle drei Titel sind Werke von Kassner und waren als Einzelausgaben im Insel-Verlag erschienen.)

*14* „10. 5. 49. (vormittags)“

„ein Gedicht“: Ein Gedicht mit dieser Zeile wurde im Nachlaß Ingeborg Teuffenbachs nicht gefunden.

„Blei-Karpf“: der Blei: ein Karpfenfisch.

*15* „am 1. 6. [7.] 49.“ Zur Datierung: Der Inhalt legt nahe, daß es sich bei dem Datum des Briefes um eine Verschreibung handelt. Christine Lavants Geburtstag, der 4. Juli, fiel auf einen „Montag“, und der Brief scheint nicht so lange vorher geschrieben zu sein.

„Meine Karte“: ist nicht erhalten.

„meinen letzten Brief“: Damit kann, vom angedeuteten Inhalt her, kaum der vom 10. 5. 49. gemeint sein. Es muß eine Lücke vermutet werden.

*16* „am 4. 7. 49. (abends.)“

„alle Tage was essen“: Angeblich bestand ein Gutteil von Christine Lavants Speiseplan aus starken Zigaretten (Players, filterlos, „Jonny“ – so von ihr in einem Brief an Otto Müller, vgl. Anm. zu Brief 31, 1955 genannt) und Kaffee oder russischem Tee.

„Den Brief von K –.“: Anscheinend hat sie dringend eine Reaktion auf den im Mai an Kubczak geschickten Brief erwartet (vgl. Brief 14).

„Heute früh las ich [...]“: Dieser Satz steht zugefügt am linken Blattrand.

17 a/b Gedichte, „am 29. 9. 49.“

Diese Gedichte zum Geburtstag befinden sich jeweils auf einem eigenen Blatt. *An Ingeborg* ist nicht mit einem Datum versehen; da sich aber der private Nachsatz auf dem datierten Blatt mit *Bist eine ganz Liebliche du* sicherlich auf das „Brotbäumlein“ in *An Ingeborg* bezieht, wird das Datum auch für dieses Gedicht gelten. Beide Blätter waren auf DIN-A 6 gefaltet, wurden also wohl tatsächlich verschickt.

18 „29. 12. 49.“

„Wirst Du einmal kommen können?“, „Wenn Du wieder einmal kommst“: Es fällt auf, daß auf einmal die Besuchsrichtung umgekehrt ist (im Notizkalender sind am 14. und 17. Okt. sowie am 16. Nov. Besuche „bei“ Christl Habernig verzeichnet; auch 1950 im Mai und Juli ist Ingeborg Teuffenbach bei Christine Lavant).

„Paula Groggers Christgeschenk“: Paula Grogger, geb. 12. 7. 1892 (Öblarn/Steiermark), gest. 31. 12. 1983 (ebd.), zunächst Dorfschullehrerin, ab 1929 freie Schriftstellerin. Pfl egte mit ihren mundartlichen Erzählwerken den Heimatbegriff in der Steiermark.

„Hymnen an die Kirche“: Gertrud von Le Fort: *Hymnen an die Kirche*. Erste Ausgabe 1924 im Theatiner-Verlag, München. Ein Auszug erschien im Herbst 1925 in der

neunten Folge der Zeitschrift *Der Brenner*. In verschiedenen Ausgaben wiederholt aufgelegt, u. a. in Volksausgaben und Geschenkausgaben; hohe Auflage; ein um 1950 schon beinahe ‚klassisches‘ Buch. Ausgehend von einer Grunderfahrung („Herr, es liegt ein Traum von dir in meiner Seele“), geht es um die Annäherung einer Seele („ich bin eingeschlossen in mein ewiges Allein“) an „das Gesetz des Glaubens“, eine Annäherung, die sich als die Rettung der ansonsten Preisgegebenen durch ein ewiges Gesetz zeigt. G. v. Le Fort (1876–1971) konvertierte 1926 zum Katholizismus. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

„Fr. Dr. Wolf“: Die Bekanntschaft zu dem Ehepaar Wolf (Evlyn Wolf, geb. 1914 (Paris) und Dr. med. Josef Wolf, geb. 1912 (Wien), leben in Perchtoldsdorf) kam über Gertrud Purtscher-Kallab (vgl. Anm. zu Brief 37) zustande. Sie und Christine Lavant waren am 29. 10. 1949 zu Besuch bei Wolfs in Lienz (laut Gästebuch der Wolfs). Evlyn Wolf lieh Christine Lavant verschiedene Bücher, darunter auch *Hymnen an die Kirche* (wie aus einem Brief von Christine Lavant an Evlyn Wolf vom 10. 11. 49. hervorgeht). Christine Lavant scheint dieses Buch sehr geschätzt zu haben: „Die ‚Hymnen an die Kirche‘ sind so schön daß ich es gar nicht wagte sie ordentlich zu lesen; – nur wie eine Diebin geriet ich manchmal darüber.“ (so am 12. 2. 50. in einem Brief an Evlyn Wolf, handschr.).

Um den Eindruck von Christine Lavants Lektüre in dieser Zeit etwas zu vertiefen, sei noch auf die Bücher hingewiesen, die sie im Gegenzug mit dem Brief vom 10. 11. 49. (maschinenschr.) an Evlyn Wolf schickte: „Von dem einen: ‚Die Kraft und die Herrlichkeit‘ sprachen wir ja,

hoffentlich lassen Sie sich nicht, wie die meisten Leser dieses Buches, einfach von dem ‚Häßlichem‘ (?) abstoßen, sondern empfinden auch das Entzücken über die wirklichen Herrlichkeiten inmitten des abscheulich-Tristen. Geschrieben ist es nicht nur glänzend sondern meiner Meinung nach geradezu raffiniert. Dann liegt bei die ‚Sultansrose‘ von Bergengruen. Den mag ich von Zeit zu Zeit auch sehr sehr gern bloß nicht zu viel aufeinmal denn er wirkt auf mich wie wenn man Fleischextrakt anstatt Rindsuppe äße.“ Im Brief vom 12. 12. 49. (maschinenschr.) geht es nochmals darum: „Wenn das Buch ‚die Kraft u. die Herrlichkeit‘ Sie quält dann lesen Sie es doch bitte nicht weiter, oder wenn Sie schon zu Ende damit sind so werden Sie es leicht wieder vergessen wie eine häßliche Zeichnung auf Bretterwänden in Vorstädten; es geht Sie nichts an außer, es wäre etwas von dem beinah unheimlich Schönen darin auf Sie übergegangen. Doch ich glaube kaum, auch Ingeborg findet es gräßlich und konnte es einfach nicht lesen. Bitte behalten Sie die Sultansrose.“

*Die Kraft und die Herrlichkeit* – Originaltitel *The Power and the Glory*, dt. zuerst 1947, London: Heinemann u. Zsolnay – von Graham Greene (1904–1991) war damals ein aktuelles und vielgelesenes Buch (1949 erste Taschenbuchausgabe, dann diverse Buchgemeinschaftsausgaben). Auch *Die Sultansrose und andere Erzählungen*, Innsbruck: Tyrolia 1946, von Werner Bergengruen (1892–1964) wurde 1947 bereits in zweiter Auflage herausgebracht.

Mit dem Brief vom 12. 2. 50. sendet Christine Lavant dann einen „Rilke-Brief-Band“ mit.

Die Beziehung zu Evelyn Wolf brach im Juli des Jahres

1950 ab, weil diese die Intensität nicht erwidern konnte und wollte.

„die in Deinem Bett schlief“: Evelyn Wolf hatte im März 1947 ihren Mann nach seiner Gefangenschaft im Anhaltelager Wolfsberg besucht und eher zufällig Unterkunft im Hause Teuffenbach bekommen, während Ingeborg Teuffenbach abwesend war.

19 „am 27. 9. 50.“

„Pl.“: nicht ermittelt.

„Dr. Lorenz“: Dr. Emil Lorenz, geb. 15. 2. 1889 (Steinfeld/Niederösterreich), gest. 10. 2. 1962 (Klagenfurt), seit 1913 Prof. (meint hier Lehrer einer höheren Schule) in Klagenfurt. Als Literaturbeschäftigter und Dichter der ‚Kärntner Tradition‘ zuzuordnen (siehe auch „Zuschrift vom Kulturamt St. Veit“).

„H. Perk.“: H[err] Josef Friedrich Perkonig, geb. 3. 8. 1890 (Ferlach/Kärnten), gest. 8. 2. 1959 (Klagenfurt), ab 1922 Prof. (s.o.) an der Lehrerbildungsanstalt in Klagenfurt, Kärntner Dichter, 1955 großer österr. Staatspreis; wurde als ‚die Stimme Kärntens‘ apostrophiert. Er propagierte den Begriff der ‚Heimat‘ und durfte damit als Repräsentant der offiziellen Kärntner Literaturgeschichtsschreibung nach dem Kriege gelten. In diesem Begriff setzte sich eine entsprechende Tradition fort, für die die Zeit des Nationalsozialismus lediglich als eine ‚Zeitspanne‘ galt und als solche verdrängt wurde.

„Frau Aichholzer“: nicht ermittelt.

„Zuschrift vom Kulturamt St. Veit“: bezieht sich auf die *Tagung österreichischer Autoren und Komponisten*, St. Veit a. d. Glan, 10.–12. Nov. 1950. Das literarische Programm



organisierte, wie auch in den folgenden Jahren, Hermann Lienhard. Am 11. Nov. war die Lesung junger Autoren, bei der neben Chr. Busta, M. Guttenbrunner, Fr. Kiessling, H. Lienhard, R. Stibill u. W. Toman auch Christine Lavant las. (Das Tagungsprogramm findet sich abgedruckt in: *Die Drau. Monatsblätter für geistiges Leben und Verständigung*, Jahrgang 1, Heft 2, S. 10–13. Auf Seite 14 ein Abdruck des Lavantschen Gedichtes *Abends zähl ich Lamm um Lamm*.) Diese Veranstaltung war für Christine Lavant auf zweierlei Weise bedeutend: Es war ihr erster größerer öffentlicher Auftritt, und sie lernte hier Werner Berg kennen, zu dem sich eine für ihr Leben zentrale Beziehung herstellen sollte (vgl. Anm. zu Brief 25). Ingeborg Teuffenbach war als geladene Person dabei.

Die St. Veiter Kulturtage versuchten, wenigstens in den Anfangsjahren, in Gegenposition zu den ‚Kärntner Traditionalisten‘ (s.o.), bewußt über Kärnten hinauszugehen und junge und unbekannte Künstler aus ganz Österreich vorzustellen. Noch weiter gingen die Aktivitäten des Tonhofs, an dem sich Künstler (darunter auch solche zur ‚Avantgarde‘ zählenden) als Gemeinschaft trafen, um einen ganz anderen Gesellschaftsbegriff zu provozieren. So kam es Anfang der 60er Jahre zu einem unversöhnlichen Gegensatz zwischen ‚Kärntner Tradition‘ und ‚modernem‘, ‚avantgardistischem‘ Literaturbegriff. (Vgl. zu diesem Komplex: Klaus Amann, *Die Umgebung des Tonhofs. Über das literarische Leben Kärntens in den fünfziger Jahren*. In: *Fidibus. Zeitschrift für Literatur und Literaturwissenschaft*, 20. Jg., 1992/Nr. 1, S. 11–19. – In dieser Ausgabe des *Fidibus*, die den Tonhof zum Thema hat, sind auch drei Briefe Christine Lavants – an die „Tonhof-Kinder“,

an Gerhard Lampersberg, an Maja Lampersberg – abgedruckt; die ersten beiden über Christine Lavants Istanbulreise im Juni 1958 auf eben dieses Jahr zu datieren.)

Anscheinend hatte Christine Lavant Kontakt zu Perkonig und Lorenz (dazu ist allerdings bisher nichts näheres bekannt), sie war in St. Veit und sie besuchte den Tonhof. Es wäre noch zu untersuchen, ob Christine Lavant mit ihrer Bewegung in der literarischen Landschaft eine gesellschaftspolitische Haltung verband.

20 [Mitte Januar 1951] Zur Datierung: vgl. „über Wien“. „Frl. Rakovsky“: Gertrude Rakovsky, geb. 5. 6. 1923 (Wien), Schriftstellerin. Bat Christine Lavant im Herbst 1950 um Gedichte für eine Lesung. Lernten sich persönlich auf den St. Veiter Kulturtagen 1950 kennen.

„Brotbäumlein“: vgl. Gedicht vom 29. 9. 49. (Brief 17). „über Wien“: In einem Brief vom 15. 1. 51. (maschinenschr.) schreibt Christine Lavant an G. Rakovsky: „Jedenfalls danke ich Dir nochmals innig für alle Deine liebe Mühe denn ohne Dein Telegramm an H. Lienhard wäre mir die Fürsorge Ingeborgs nicht zuteil worden.“ („Dichterbrieft an G. Rakovsky“, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien, Handschriftenabteilung) Im vorliegenden Brief an Ingeborg Teuffenbach sind genau diese Personen mit Orten ausgedrückt: „Wien“ (G. Rakovsky), „St. Veit“ (H. Lienhard), „Wolfsberg“ (Ingeborg T.).

In dieser Zeit scheint Christine Lavant eine schwere Krise gehabt zu haben. In einem undatierten Brief (maschinenschr.), der aber wohl sicher der ist, auf den hin G. Rakovsky das Telegramm aufgab, schreibt sie: „Mit der Zeit – so

hoffe ich – werde ich schon wieder in die alten Bahnen der Herzlichkeit und der Freundschaften einlenken können, nur augenblicks ist das meiste wie tot in mir. Da muß man dann seinem eigenem Nicht-Können einfach nachgeben sonst verdirbt man mehr als man sich oder anderen nützt. Auch Du sei mir bitte nicht böse, falls ich Dir längere Zeit nicht schreiben kann. Die Monate Jänner – Februar sind für mich immer jene wo mir das Allerschlimmste zusammengeballt entgegenkommt.“ („Dichterbriefe an G. Rakovsky“, Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien, Handschriftenabteilung)

21 „Karsamstag abends.“ [24. 3. 1951] Zur Datierung: Eckdaten: Die Anspielung auf die „mir nahegehenden Beziehungen“ meint mit hoher Wahrscheinlichkeit Werner Berg (vgl. Anm. zu Brief 25), den sie im November 1950 kennengelernt hatte. – Ingeborg Teuffenbach wohnt noch in Wolfsberg (der Umzug nach Innsbruck war im Oktober 1951): Die Stellen des Briefes, an denen es um den Kontakt zu Ingeborg Teuffenbach geht, lassen erkennen, daß sie sie zumindest besuchen könnte; in den Briefen nach Ingeborg Teuffenbachs Umzug wird die Entfernung hingegen fast durchgängig thematisiert.

„Pettauer“: Johannes Pettauer, geb. 30. 11. 1915 (Klagenfurt), gest. 9. 5. 1992 (ebd.), kath. Pfarrer. Christine Lavant suchte ihn, als er in den Jahren 1946-48 Stadtpfarrkaplan in Wolfsberg war, mehrfach auf, weil er als Rilke-Liebhaber bekannt war. In religiösen Fragen waren sein ungebrochenes Verhältnis zu religiösen Inhalten und ihre Fragen und Zweifel nicht zu vermitteln (vgl. *Steige, steige*, S. 23).

„mir nahegehenden Beziehungen“: vgl. die Angabe zur Datierung.

22 [zw. Okt. 1948 u. Okt. 1951] Zur Datierung: Eckdaten: Einführung des Duzens Oktober 1948 und der Umzug Ingeborg Teuffenbachs nach Innsbruck im Oktober 1951. Normalerweise gestattet ein Erschließungszeitraum von drei Jahren nicht mehr die Einordnung in die chronologische Abfolge. Trotzdem wurde der Brief an dieser Stelle eingefügt, da er zumindest in deutlichem Bezug zu diesem Zeitraum steht (die Einordnung folgt dem Prinzip des ‚Terminus ante quem‘). Keinen eindeutigen, aber einen möglichen zeitlichen Zusammenhang könnte die Formulierung bieten: „Wenn ich wieder komme werde ich zwar nicht fett sein“, die in Brief 20, [Mitte Januar 1951], beinahe gleich lautet.

„Luisi“: Christine Lavants Schwester Luise (Aloisia) Rieder, geb. Thonhauser, geb. 26. 9. 1911 (St. Stefan), gest. 12. 3. 1967 (Wolfsberg), 2 Töchter. Sie lebte bei Wolfsberg (nahe der Bahnstation zwischen St. Stefan und Wolfsberg).

„Kolmoni-Markt“, „Frau vom Herovsky-Denkmal“: Der Kolmoni-Markt (am Sonntag nach dem Tag des Hlg. Koloman am 13. Oktober) war der Herbstmarkt in Wolfsberg, ein Jahrmarkt. Christine Lavant schildert einen Besuch in der Erzählung *Das Krüglein*, Stuttgart: Brentano-Verlag 1949. Dazu gehört auch eine Episode, die die Passage aus dem Brief klärt: Die den Jahrmarkt besuchenden Kinder haben die Geldtasche mit allem Geld verloren, und nachdem alle „Beschwörungsformeln“ nicht helfen, entschließen sie sich zu beten: „Schließlich waren

sie alle vom Leid so zermürbt, daß sie voll Demut auf Hannas Vorschlag eingingen, in den Friedhof zu gehen und dort vor dem Grafendenkmal mit der wunderbaren Frau ein Vaterunser zu beten [...].“ (S. 102)

Es handelt sich dabei um die große Grabanlage der Familie Heyrowsky. Emil Heyrowsky ist zwar nicht Graf gewesen, aber immerhin Generaldirektor der Graf Henckel-Donnersmarck'schen Eisenwerke.

„auf die Alm“: Die sog. ‚Alm‘ war eine Häuseransammlung an einem Berghang bei Obdach (Steiermark), wo die Familie Capra bis 1951 jährlich, meist zwischen Januar und März, einen mehrwöchigen Aufenthalt (sowie zusätzliche kürzere) verbrachte.

„Und denk überhaupt...“: handschriftlich.

23 Gedicht [zw. Okt. 1948 u. Okt. 1951] Zur Datierung: Auch für das Gedicht kann nur die schon in der Anm. zu Brief 22 gegebene weite Datierungsbasis zwischen Oktober 1948 und Oktober 1951 angenommen werden. Es drängt sich hier dann ein Vergleich mit dem Brief vom 4. 7. 49. auf, in dem von einem Vogel gesprochen wird, der den Namen ‚Ingeborg‘ gerufen habe; vor allem die dort verwendeten Worte „irgendeiner“ und „angelernt“ stimmen mit im Gedicht genannten Sachverhalten überein. Ob für dieses Gedicht so ein inhaltlicher und damit vielleicht annähernd zeitlicher Zusammenhang hergestellt werden kann, muß jedoch offen bleiben.

24 [Mai 1952] Zur Datierung: Es geht um „die Korrekturfahnen von ‚Baruscha‘“ (der Band mit den Erzählungen *Baruscha*, *Die goldene Braue*, *Der Messer-Mooth*

erschien unter dem Titel *Baruscha* 1952 bei Leykam in Graz) und um die „Verleger“: Am 26. 5. 1952 hielt Ingeborg Teuffenbach im Kalender ein Treffen mit ihrem Verleger fest: „Dr. Spemann bei uns zu Gast“ (im Engelhornverlag Adolf Spemann, Leinfelden bei Stuttgart erschienen dann 1953 Gedichte von ihr unter dem Titel *Der große Gesang*).

„auch der meinige war in Österreich“: bezieht sich wohl auf V. Kubczak. (In dessen Brentano-Verlag erschien 1956 *Die Rosenkugel*. Warum es mit *Baruscha* den ‚Veröffentlichungsausflug‘ zu Leykam gab, ist nicht bekannt, vielleicht waren finanzielle Schwierigkeiten des Brentano-Verlages der Grund.)

„Ellert“: Gerhart Ellert ist das Pseudonym der Wolfsberger Schriftstellerin Gertrud Schmi(e)rger (1900–1975); sie schrieb historische Romane und dichterische Biographien (*Attila*, *Wallenstein*, *Michelangelo* etc.). Von einer Bekanntschaft der beiden Dichterinnen darf man ausgehen.

„Benvenuta-Abend bei Karisch“: vgl. den Brief Christine Lavants an Paula Purtscher (vgl. Anm. zu Brief 10) vom 1. 12. 1947: „Vor einigen Wochen las man hier in Wolfsberg in einem privaten Zirkel die Benvenuta (Fr. v. Hattingberg), ich war dabei, fühlte mich aber in dem ‚erlesenen‘ Kreis todunglücklich. Gespielt hat sie wunderbar! Hab da erst gesehen wie arm ich dran bin, daß ich zur Musik so gar keinen Zugang hab.“ (*Steige, steige*, S. 19)

Dr. Alois Karisch war zu jener Zeit Bezirkshauptmann in Wolfsberg und Landtagsabgeordneter. „Benvenuta“ ist die österreichische Pianistin Magda von Hattingberg (1883–1959). Sie hatte bis dahin ein Buch über *Franz Liszts deutsche Sendung* (1938) veröffentlicht, und im Jahre 1944

war ihr Buch über ihre Beziehung mit Rilke erschienen (<sup>2</sup>1947), *Rilke und Benvenuta. Ein Buch des Dankes*. Rilke und M. v. Hattingberg lernten sich Anfang 1914 kennen, und er glaubte, nach einem Briefwechsel und einer Begegnung, in ihr die „Benvenuta“ gefunden zu haben. Die Beziehung dauerte jedoch nur wenige Monate. Durch sie kam Rilke zur Auffassung von Musik als einer die Sprache übersteigenden Kunstform; als sie nach der Trennung in den ersten Kriegsjahren mit der melodramatischen Komposition des ‚Cornets‘ von Paszthory konzertierte, kritisierte er jedoch die „Concurrenz von Musik und Wort“.

Es ist gut möglich, daß Lavant und Teuffenbach an diesem Abend den konkreten Kontakt zueinander aufnahmen.

25 „am 27. 9. 52.“

„dieses eine Herz“: bezieht sich auf Werner Berg.

Werner Berg, geb. 11. 4. 1904 (Wuppertal-Elberfeld), gest. 7. 9. 1981 (Rutarhof/Kärnten), Kunstmaler. Zunächst Studium der Staatswissenschaften, 1923 in Köln und Bonn, ab 1924 in Wien. Lernt in Wien im Studium seine spätere Frau Amalie Kuster kennen. Beide beenden 1927 das Studium mit der Promotion. Dann folgt er seinem ursprünglichen Wunsch, Maler zu werden, und nimmt das Kunststudium an der Wiener Akademie auf. 1931 kauft er zusammen mit seiner Frau und einem Freund den abgelegenen Rutarhof (im slowenischen Minderheitsgebiet Südkärntens), um dort eigenständig und unabhängig Malen und Leben zu gestalten. Die Personen dort wurden nicht selten Motive seiner künstlerischen Arbeit. Vier Töchter, ein Sohn. 1950 auf der Kulturtagung in St. Veit Bekannt-

schaft mit Christine Lavant, die zu einer intensiven Beziehung wird. 1951 entstehen alle seine Lavant-Porträts: acht Ölbilder, vier Holzschnitte, eine Bleistiftzeichnung; Christine Lavant ist häufig auf dem Rutarhof. 1955 erleidet Berg einen totalen Zusammenbruch, der im März 1955 zum entschiedenen Abbruch der Verbindung zu Christine Lavant führt. Fast ein Jahr Krankenhausaufenthalt. Erst später wieder vereinzelte Begegnungen. 1968 Aufbau einer eigenen Galerie in Bleiburg.

(Vgl. Werner Berg: *Gemälde*. Klagenfurt: Verlag Joh. Heyn 1994: Ausführlicher Werkkatalog und Beiträge von W. Schmied, Tr. Polley, G. Lübbe-Grothues, H. Kuchling. Der Beitrag von G. Lübbe-Grothues: *Werner Berg und Christine Lavant*, S. 188–197, enthält auch den Abdruck eines Briefes von Christine Lavant an Amalie Berg vom 24. März 1955.)

„Behalte es...“: handschriftlich.

26 „26. 5. 53.“

„letzten abscheulichen Brief“: Aus dem Inhalt des vorliegenden Briefes läßt sich schließen, daß es einen Brief gegeben haben muß, der nach dem Unfall von Ingeborg Teuffenbach geschrieben wurde (vgl. die folgende Anmerkung); hier liegt also eine Lücke vor.

„wieviel Du leiden hast müssen“: Ingeborg Teuffenbach hatte sich Mitte Februar beim Skilaufen einen Unterschenkelbruch zugezogen, mit dessen Folgen sie monatelang zu tun hatte.

„Wirst irgendwohin fahren“: Vom 18. August bis zum 16. September machte Ingeborg Teuffenbach mit ihrer Familie eine Italienreise (vgl. Notizkalender).



„alle Monat einen für mich sehr hohen Betrag bekomme“:  
Zu den Förderungen, die Christine Lavant von offizieller Seite erhielt, läßt sich derzeit folgendes sagen: Das Amt der Kärntner Landesregierung war so freundlich mitzuteilen, daß die Akten aus den 50er Jahren bereits vernichtet worden sind; es gibt ein Schreiben vom 9. 9. 1965 von der Kulturabteilung des Amtes der Kärntner Landesregierung an das Bundesministerium für Unterricht/Kunstsektion; diesem „ist zu entnehmen, daß die Künstlerin bis zu diesem Zeitpunkt eine monatliche ‚Förderungsprämie für freischaffende Künstler‘ in der Höhe von ATS 1.200,- erhalten hatte, an welcher sich das Bundesministerium für Unterricht mit der Hälfte des Betrages beteiligt hat“.  
(Schreiben vom 9. 1. 1997 und vom 21. 4. 1997) Das Österreichische Staatsarchiv, Archiv der Republik, war so freundlich mitzuteilen, „... daß aus dem Zeitraum von 1945 bis 1966, der auf Grund der gleitenden 30-jährigen Archivsperre für die Forschung freigegeben ist, zu Christine Lavant im ha. Aktenbestand des Bundesministeriums für Unterricht/Kunstsektion leider nur sehr wenig Unterlagen erliegen, da von Seiten des Ministeriums in den sechziger Jahren aus Platzmangel sehr viele Akten vernichtet wurden. Laut Eintragungen in den Geschäftsbüchern aus dieser Zeit hat es zwar in einigen Jahren finanzielle Unterstützungen für Frau Lavant gegeben, leider fehlen gerade diese Akten.“ (Schreiben vom 13. 2. 1997) Es haben sich dazu noch folgende Unterlagen erhalten: Ein Schreiben Christine Lavants vom 12. 2. 57., in dem sie die Nachricht bestätigt, daß sie auch für das Jahr 1957 die „Förderungsprämie“ bekommt und für die erste Zahlung dankt; ein Schreiben Christine Lavants vom 7. 1. 60. fol-

genden Inhalts: „Hiermit bestätige ich den Erhalt des Schreibens vom X. 12. 59, worin mir mitgeteilt wird, daß ich auch für das Jahr 1960 die monatliche Förderungsprämie von S 1.200,- bekommen werde. In dankbarer Hochachtung empfiehlt sich Christine Lavant.“

Es hat also nicht eine Förderung jeweils von Land und Bund gegeben, sondern eine gemeinsam von Land und Bund getragene über 1.200,- Schilling monatlich. Christine Lavant bekam diese Förderung anscheinend regelmäßig und wohl auch bis zu ihrem Tod. Die Modalität, daß die Förderung von Jahr zu Jahr auf Ansuchen neu bewilligt werden mußte, war für Christine Lavant Anlaß zur Sorge. Vor allem später hatte sie ständig Angst vor deren Streichung, wenn sie nicht mehr ‚produzierte‘, und empfand diesen Druck als zusätzliche Belastung im ohnehin schwierigen Verhältnis zu ihrer literarischen Kraft, ihrem Dichten- oder Nicht-dichten-können.

Zu unterscheiden davon ist der Förderungspreis, der rückwirkend für ein ganzes Jahr vergeben wird. Sie erhielt ihn 1956 und angeblich auch 1961. Vgl. dazu: Datierung von Brief 37.

„Herr Habernig“: gemeint ist ihr Mann. Es darf vermutet werden, daß sie diese unpersönlichere Formulierung seit der Beziehung zu Werner Berg benutzte.

„den neuen Gedichtband“: bezieht sich wohl auf einen noch mit dem Brentano-Verlag vereinbarten Gedichtband mit dem Titel *Die Nacht an den Tag*. Er ist jedoch, auch entgegen einer Angabe auf dem Buchumschlag von *Das Krüglein* (1949), nie erschienen, der einzige Bürstenabzug (Vorgänger der Druckfahnen) ist verschollen (vgl. Anm. zu Brief 35). Ihren späteren Verleger, Otto Müller

(vgl. Anm. zu Brief 31), hat sie erst 1954 (bei der Verleihung des Trakl-Preises) kennengelernt.

27 [nach dem 10./11. 4. (Ostern) 1955] Zur (problematischen) Datierung: Vom Inhalt her ist der Brief wohl nach dem Ende der Beziehung zu Werner Berg (März 1955) anzusetzen. Ingeborg Teuffenbach wollte anscheinend bei ihrem üblichen Osterbesuch in Wolfsberg auch Christine Lavant treffen (in den Jahren 1956 und 1957 war sie laut ihren Notizkalendern aber nicht dort). Das in diesem Brief erwähnte Buch Meister Eckhardts erscheint im Brief vom 9. 4. 56. (Brief 32) als schon vertraute Lektüre.

„Dr. Schellander“: Dr. Anton Schellander (1909–1970), Bezirksrichter in Wolfsberg, und seine Frau Zita (1914–1991). Wohnten bis zur Frühpensionierung Dr. Schellanders Mitte der 60er Jahre in Wolfsberg und zogen dann nach Klagenfurt um. Über die Bekanntschaft Christine Lavants mit ihnen konnte nichts genaueres ermittelt werden, Schellanders hatten keine Nachkommen und nur eingeschränkten Kontakt zu ihren Familien. Laut Auskunft von Frau Ingrid Messner, der Erbin, befanden sich in der Hinterlassenschaft gar keine Briefe. Ein gewisser Kontakt scheint bestanden zu haben: Es gibt ein Exemplar von *Das Krüglein*, von *Die unvollendete Liebe*, von *Spindel im Mond*, jeweils von Christine Lavant mit ihrem Namen gezeichnet; in *Der Pfauenschrei* steht eine Widmung, datiert auf den 11. 11. 1963.

„Gallspach“: Christine Lavants Bezug zu Gallspach konnte nicht wirklich geklärt werden. Ermittlungen ergaben, daß es dort in den 50er Jahren keine literarischen Veranstaltungen gegeben hat. Auch konnte kein persönlicher Kon-

takt dorthin ausgemacht werden. Als Vermutung bleibt folgendes: Gallsbach war zu der Zeit ein hochfrequentierter Kurort; möglicherweise war Christine Lavant aus gesundheitlichen Gründen dort oder hat jemanden dort besucht. „Meister Ekehard“: Meister Eckhart (~1260–~1328), Dominikaner; Philosoph, Theologe, Prediger, Mystiker. Es wäre denkbar, daß es sich bei der Ausgabe um *Deutsche Predigten und Traktate* gehandelt hat, hg. und aus dem Mittelhochdt. übersetzt von J. Quint, München 1955.

28 „Allerheiligen-Abend 55.“

„daß wir wieder einmal beisammen waren“: Christine Lavant war der Einladung zum *1. Internationalen deutschsprachigen Schriftstellerkongreß über Dichtung der Gegenwart. Gehalt und Erscheinung* vom 10.–14. 9. 1955 in Innsbruck-Igls gefolgt, der vom Innsbrucker *Turmbund. Gesellschaft für Literatur und Kunst* veranstaltet wurde. Die 1951 gegründete Vereinigung veranstaltet Autorenabende, Gedenkfeiern, Vorträge, organisiert Schriftstellerbegegnungen und gibt diverse Publikationsreihen heraus (vgl. Jubiläumschronik *40 Jahre Turmbund*, Innsbruck, Wien: Tyrolia 1991).

Christine Lavant war eine von nahezu 100 TeilnehmerInnen aus Österreich, der Schweiz und Deutschland und wurde in der Presse nicht weiter erwähnt. In Ingeborg Teuffenbachs Notizkalender finden sich folgende Angaben: 9. Sept: „mit Prof. Ficker am Bahnhof Christine Lavant abholen. Christl bei mir zum Abendessen“, 10. Sept.: „nachmtg. Empfang in Igls / Christl zum Abendessen“, 11. Sept. „Matinée / Christl zum Mittagessen u. Nachmittag“, 12. Sept.: „Referate in Igls. Mittagessen mit Christl

in Igls / Abends Deutsche Dichterlesung“, 13. Sept.: „Jause mit Herrn von Ficker / Ulla, Christl u. Heinz“, 14. Sept.: „Christl an der Bahn verabschiedet“.  
„die ‚Rosenkugel‘“: *Die Rosenkugel*, Erzählung, erschien 1956 im Brentano-Verlag.

29 [1956 a] Zur Datierung: Entgegen der üblichen Anordnung in Briefausgaben, genauer datierte Briefe vor ungenauer datierte zu stellen, werden dieser und der folgende Brief an den Anfang des Jahres 1956 gestellt, wohin sie auch zu gehören scheinen. Dieser Brief nimmt Bezug auf den Besuch Christine Lavants in Innsbruck September 1955. Beide Briefe wären jedoch auch zwischen den anderen Briefen aus dem Jahre 1956 denkbar. Vermutlich folgen sie direkt aufeinander; in [1956 a] fragt Christine Lavant nach Gedichten, in [1956 b] spricht sie über erhaltene. Die Briefe sind sicher vor dem Tod der Erika Pardes Ende Nov. 1956 (vgl. Anm. zu Brief 36) geschrieben worden.

„Gertrud“: vgl. Anm. zu Brief 6.

„H. Pr. Ficker“: H[err] Pr[ofessor] Ficker, Ludwig von Ficker, geb. 13. 4. 1880 (München), gest. 20. 3. 1967 (Innsbruck). Begründete in Innsbruck die gesellschaftskritische, später zunehmend christlich-katholisch orientierte Kulturzeitschrift *Der Brenner* (1910–1954, mit Unterbrechung in den Weltkriegen), in der Autoren aus dem gesamten deutschsprachigen Raum veröffentlichten. *Der Brenner* war ein Forum, und Ficker war Förderer literarischer Entdeckungen (markantestes Beispiel dafür ist Trakl). Ficker erhielt 1959 den großen österreichischen Staatspreis.

Er war Mitglied der Jury, die Christine Lavant 1954 neben Christine Busta, Michael Guttenbrunner und Wilhelm Szabo den Georg-Trakl-Preis zusprach (als Bundespreis, verliehen vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst). Christine Lavant und Ficker lernten sich dort bei der Preisverleihung kennen; es kam zu einem Briefkontakt (vgl. *L. v. Ficker, Briefwechsel 1940–1967*). 1964 gab Ficker, diesmal als alleiniger Entscheidungsträger eingesetzt, Christine Lavant erneut den Georg-Trakl-Bundespreis.

„Ulla“: Gudula (Ulla) Wiesmann-Ficker, geb. 1. 6. 1916, jüngere Tochter Ludwig v. Fickers, lebt in Innsbruck.

„Das mit Deinem Bruder“: Wolfgang Teuffenbach (1918–1974). Er hatte eine eigene Baumschule gegründet, die in diesen Jahren von Frostschäden u. a. betroffen war. Er war dadurch in seiner wirtschaftlichen Existenz bedroht.

„Sabinn“: Christine Lavants Schwester Sabine Pardes, geb. Thonhauser, geb. 27. 10. 1906 (St. Stefan), gest. 4. 4. 1972 (Wolfsberg). Drei Söhne und drei Töchter. (Eine ihrer Töchter war Sieglinde, die später einen Sohn von Christine Lavants Freundin Gertrud Lintschnig heiratete. Sie war Laborantin und später Heimleiterin des Pflegeheims in Wolfsberg. Sie betreute Christine Lavant, die sich von April 1968 bis Juni 1969 dort aufhielt.)

„ein großes Unglück“: Hiermit ist aller Wahrscheinlichkeit nach die im folgenden Brief ausgeführte Diebstahls-*causa* gemeint.

30 [1956 b] Zur Datierung: vgl. die Datierung von Brief 29.

„Gedicht von der silbernen Rose“: Es handelt sich wohl um das folgende Gedicht, das sich im Nachlaß Ingeborg Teuffenbachs befindet:

In meinem dunklen Garten  
blüht eine silberne Rose.  
Seit sie blüht  
sind die Wege silbern  
die alten Bäume silbern  
und aus Silber  
der Amselruf.

Wenn der Mond aufsteigt  
ist er rund wie ein Rosenkelch  
Blatt um Blatt  
fällt die Nacht auseinander  
der stille Falter findet  
Tau und Honig  
im Überfluß.

Wird mir die Rose einmal  
in der Wurzel verderben  
an dem Tag  
wird auch mein Garten verderben  
der verzauberte Garten  
der gespenstisch  
ihr Zeichen trägt.

Es gibt noch drei andere Fassungen dieses Gedichts, die jedoch nicht wesentlich anders sind (Änderungen in der Interpunktion; Kleinschreibung sowie Entpersönlichung <„in meinem“ wird zu „in einem“ usw.>; statt „der verzauberte G.“ „der verborgene Garten“). Keine Fassung oder zugehörnde Sammlung ist datiert.

„Wegen meinem Bild“: Ein Photo, das die Ankündigung einer Lesung von Lavant-Texten im Radio begleitete, zeigt Christine Lavant mit einem leicht verzerrten Mund. Vermutlich hatte Ingeborg Teuffenbach dieses Bild gesehen. „Eines ihrer Mädels“: Es handelt sich hier um Erika Pardes. Sie war als Krankenschwester in München tätig. (Vgl. dazu auch die Anmerkungen zu den Briefen 36 u. 37.)

31 [nach dem 10. 2. 1956, vor dem 9. 4. 1956] Zur Datierung: Otto Müller starb am 10. 2. 1956; hier ist noch von „Korrekturbögen“ (von *Die Bettlerschale*) die Rede, im Brief vom 9. 4. 56. werden schon „Belegsexemplare“ erwähnt. „Otto Müller“: Otto Müller, geb. 3. 3. 1901 (Karlsruhe), gest. 10. 2. 1956 (Salzburg), Verleger, gründete 1937 in Salzburg den Otto Müller Verlag. Er wollte als Verleger „Mittler eines christlich-abendländischen Gedankengutes“ sein, und sein Verlagsprogramm enthielt neben der ‚schönen Literatur‘ Werke aus Geistesgeschichte, Theologie, Philosophie und Volkskunde. Nach einer Verhaftung wurde er 1940 von den Nazis zum Verkauf des Verlages gezwungen, den er nach Ende des Krieges wieder übernahm. (Vgl. Veröffentlichung zum 25-jährigen Bestehen: *Werke und Jahre 1937–1962*, Salzburg: Otto Müller Verlag 1962.) Otto Müller lernte Christine Lavant bei der Verleihung des Trakl-Preises 1954 kennen und gewann sie für die Her-



ausgabe eines Gedichtbandes, der 1956 als *Die Bettlerschale* erschien. Das „Manuss.“, die Gedichte, übersandte sie ihm mit einem Brief vom 8. März 1955. (Vgl. dazu auch: Christa Gürtler: „*Fluchtwurzel*“ oder „*Spindel im Mond*“? Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Christine Lavant und dem Otto Müller Verlag. In: *Die Bilderschrift Christine Lavants. Beiträge vom 1. Internationalen Christine Lavant Symposium*‘ Wolfsberg 11.–13. Mai 1995. Hg. von Arno Rußegger und Johann Strutz. Salzburg, Wien: Otto Müller Verlag 1995, S. 178–192.)

„Luisi ist meist am überschnappen“: Luise Rieder (vgl. Anm. zu Brief 22) war mit familiären Schlägen konfrontiert, sie nahm Zuflucht zu Suchtmitteln. Christine Lavant besuchte sie regelmäßig und unterstützte sie. Mit dem weiter unten erwähnten „Pfurdele“ wird ihre jüngere Tochter Maria Magdalena, geb. 1948, gemeint sein.

„damals doch nach Innsbruck“: zum Schriftstellerkongreß im September 1955.

32 „9. 4. 56.“

„Kann dieses Buch niemandem schenken“: vgl. dazu einen Brief an Ludwig v. Ficker (vgl. Anm. zu Brief 29) vom Ende August 1955. Daraus die folgenden Auszüge: „Eines Eines – ich bitte Sie! – müssen Sie immer wieder einmal in mir stärken dies, daß meine grauenhafte Selbstpreisgabe gerechtfertigt ist.“; „Als ich mich zu der Veröffentlichung entschloß war ich halbhirrsinnig von einem Verlust der mein ganzes Leben ein für alle Mal aus der Versorgung mit dem täglichen Brot der einfachen warmen Menschenliebe ausgeschlossen hat.“; „Aber ich hatte schon vor Ihren Zusprüchen Momente wo ich in allem den **Fin-**

ger Gottes sah nicht nur im Schmerz sondern auch in meinem Versagen und in der Schmäählichkeit meiner Reaktion die diesen Schmerz als Vorwand nahm um andere schmerzen zu dürfen, die das Einsamgewordensein ausnützte um vor sich und der anonymen Welt noch irgendwie zur Geltung zu kommen.“; „Und die andere Seite wo die Übervorteilten mit Getreusein und Demut jeglichen Vorteil herrlich einholen ist mir damit verlorengegangen.“ (Ludwig von Ficker: *Briefwechsel 1940–1967*, Bd. 4, hg. von M. Alber, W. Methlagl, A. Unterkircher, Fr. Seyr, I. Zangerle, Innsbruck: Haymon 1996, S. 281) Der „Verlust“ und das „Einsamgewordensein“ beziehen sich auf das Ende der Beziehung zu Werner Berg.

(Tatsächlich finden sich in Ingeborg Teuffenbachs Bibliothek zwar persönlich gewidmete Exemplare von *Das Kind*, *Baruscha*, *Die Rosenkugel*, *Spindel im Mond*, *Der Pfauen-schrei*, auch von der Gedichtauswahl, die Gr. Lübbecke-Grothues für eine Taschenbuchausgabe vornahm (dtv, 1972), aber keines der *Bettlerschale*.)

33 „3. 7. 56.“

„Innsbrucker-Turmbund“: vgl. die erste Anm. zu Brief 28.

„H.“: Josef Habernig

„die ‚Frau‘“: Gertrud Lintschnig, vgl. Anm. zu Brief 6.

„der EINE Mensch“: Werner Berg.

„Plotinus“: 205–270, griechischer Philosoph, Neuplatoniker. Plotin(us) teilt in seiner Theorie das Sein in folgende Ebenen: das Eine, auch als etwas Göttliches oder das Gute zu denken (ob er dabei vom Christentum Gedanken übernahm, ist nicht bekannt), dann, daraus hervorgehend, aber sich zunehmend entfernend, den Geist (der Bereich der

ordnungschaffenden Ideen), die Seele und die Materie. Die Vollendung menschlichen Seins liegt in der Lösung der Seele von der materialen Ebene und im Zurück zum Geistigen, dem sie von Natur eher angehört. In Zuständen der Ekstase kann sie, und damit deutet sich ein Grundmotiv der Mystik an, sogar den Zustand des Erkennens noch überschreiten und sich mit dem Höchsten vereinen. (Was genau Christine Lavant von Plotinus las, ist nicht mehr zu ermitteln.)

„Jakob Böhme“: 1575–1624, Verfasser mystischer Schriften, in denen es häufig um Visionen geht. (Seit 1955 wurde ein Neudruck der Sämtlichen Schriften in 11 Bänden herausgegeben, Hg. W.-E. Peuckert, Stuttgart 1955–61.) (Was genau Christine Lavant von Böhme las, ist nicht mehr zu ermitteln.)

„dort schreiben können?“: In Ingeborg Teuffenbachs Kalender ist als einzige längere Reise eine Italienfahrt vom 26. Mai bis zum 3. Juni vermerkt.

„Ihr habt mir Innsbruck schön gemacht“: bezieht sich auf den Schriftstellerkongreß im September 1955.

„alten treuen Chauffeur“: Heinz Capra.

34 [September 1956] Zur Datierung: orientiert an der Zeitungsmeldung über die Preisvergabe (s.u.).

„Komische Klage“: vgl. die entspr. Anm. zum folgenden Brief.

„Bertelsmann-Ausschreiben“: vgl. dazu z. B. die Meldung in der *Tiroler Tageszeitung* vom 20. 9. 1956, Nr. 218, S. 2: „Oesterreichs Lyrikerinnen triumphieren. Drei Oesterreicherinnen erhielten die ersten 3 Preise im Lyrik-Preis Ausschreiben des Bertelsmann-Verlages in Gütersloh. Der erste

Preis, der mit 1000 Mark dotiert ist, wurde der Wiener Autorin Christine Busta zuerkannt. Christine Lavant aus St. Stefan erhielt den zweiten Preis, während der dritte Preis an Doris Mühringer aus Wien fiel. Am Preisausschreiben hatten sich 1470 [deutschsprachige] Autoren mit rund 7000 Gedichten beteiligt.“ (Es konnte auch über den Bertelsmann-Verlag nicht ermittelt werden, für welche Gedichte sie den Preis erhielt.)

„die lustige Walküre“: nicht ermittelt.

„Förderungsprämie“: vgl. Anmerkung zu Brief 26.

„Mit dem Stricken“: Christine Lavant hatte früher mit Stricken ihren Lebensunterhalt bestritten.

„bei der interessanten“: Im Original steht ‚intersant‘. Es ist trotz der hier durchgeführten Korrektur nicht auszuschließen, daß es sich im Original nicht um eine Verschreibung aus Flüchtigkeit, sondern um das Muster ‚schreiben-wie-sprechen‘ handelt.

35 [Mitte November 1956] Zur Datierung: orientiert am Zusammenhang mit der Turmbund-Lesung.

„komische Klage“: Es handelt sich um die Verballhornung der Worte ‚Kosmische Klage‘. Am 8. Mai 1956 hatte beim Turmbund ein Autorenabend mit dem Tiroler Autor Helmut Schinagl stattgefunden (im Programm dazu steht allerdings fälschlich ‚Dienstag, den 8. April‘; der Kalender von Ingeborg Teuffenbach verzeichnet korrekt am Di., 8. Mai: ‚Abends Lesung Schinagl in der Arbeiterkammer‘). Einen Teil des Programms bildete der Zyklus *Kosmische Klage*. Christine Lavant war nicht bei dieser Lesung anwesend, wird aber wohl beim Abschlußabend des Schriftstellerkongresses 1955, der Tiroler Schriftstellern

gewidmet war, diesen Zyklus gehört haben; wie beim späteren Schinagl-Autorenabend waren dort schon Axel Corti der Vortragende und Rolf Hauser-Hauzwicka der Organisator und Gestalter. Da Hauser-Hauzwicka damals überhaupt die Organisation der Turmbund-Veranstaltungen oblag (bis zu seinem Tod 1961), ist es wahrscheinlich, daß er auch für den Lavant-Abend die Organisation übernommen hatte; der Begriff der ‚komischen Klage‘ scheint sich also eher auf den Organisator Hauzwicka (mit dem sie ja auch in Korrespondenz stand – vgl. unten) als auf den Autor Schinagl zu beziehen.

Vgl. im Zusammenhang mit der Turmbund-Lesung die Ankündigung in der *Tiroler Tageszeitung* vom 12. 11. 1956: „[...] Nina Bacher von Radio Tirol wird aus dem ersten Lyrikband ‚Die Nacht an den Tag‘ und aus dem letzten ‚Die Bettlerschale‘ in Anwesenheit der Dichterin lesen. Dieser Autorenabend findet am Mittwoch, den 14. November statt.“ Ähnlich auch ein nochmaliger Hinweis am 14. 11. 1956. Am 20. 11. 1956 gibt es in der *Tiroler Tageszeitung* eine ‚Besprechung‘, die jedoch in diversen Punkten verrät, daß der Rezensent die Veranstaltung nicht besucht hat; die dort angesprochene „Anwesenheit der Autorin“ ist lediglich ein Nachreden der Ankündigungen. Wie der Brief zeigt, ist Christine Lavant sicher nicht in Innsbruck gewesen. Die Veranstaltung kann mit Nina Bacher allein jedoch trotzdem stattgefunden haben.

Ein Nachspiel zu der geplanten Turmbund-Veranstaltung findet man in einem Brief an L. v. Ficker vom 3. 1. 57. Christine Lavant bittet Ficker, seine Tochter möchte sich um Rückgabe des Bürstenabzuges von *Die Nacht an den Tag* bemühen: „Ist der gute Hautzwicka-Hauser der **Turm-**

bündler – telefonisch erreichbar? Er hat immer noch meinen Bürstenabzug-Band ‚Die Nacht an den Tag‘ und es existiert nur das eine Exemplar und der schickt es mir nicht und nicht zurück obwohl ich ihm schon zweimal darum gebeten hab. Ob Ulla ihn, den Hauser – anrufen könnte? Er soll es wenigstens Euch geben wenn er schon nicht dazukommt es mir zurückzuschicken. Der Trottel! Pardon! (aber solche Worte sitzen bei mir sehr locker).“ Es muß ihr wichtig gewesen sein, denn sie kommt darauf im gleichen Brief noch einmal ‚eindringlich‘ zurück: „Und wenn sie [Ulla] das halt doch für mich in die Gleich bringen könnte, das mit dem Turmbündler dem vergeßlichen. Hoffentlich hat er mir den Gedichtband nicht verwurschelt? Dann rei ich ihm die Haar einzeln aus. Glatzig wird er etwa doch nicht sein? Na eine Nase hat er bestimmt. Muß halt die dran glauben. Der Gedichtband heißt: ‚Die Nacht an den Tag‘. und ist bloß ein Bürstenabzug.“ (maschinenschr., Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv)

In einer Karte hatte Christine Lavant den Otto Müller Verlag gebeten, an Hauser-Hauzwicka für die Lesung ein Exemplar der *Bettlerschale* zu schicken, und es scheint nicht unwahrscheinlich, daß sie ebenso den Brentano-Verlag um die Zusendung von *Die Nacht an den Tag* bat. Vielleicht stand dahinter die Hoffnung, den Gedichtband nicht ganz in einer Schublade verschwinden zu sehen, denn wie sie etwas später an den Otto Müller Verlag schreibt, befindet sich der Brentano-Verlag in Schwierigkeiten (vgl. Verlagsarchiv Otto Müller Verlag).

Der Bürstenabzug gilt noch immer als verschollen. Obwohl es kaum denkbar scheint, daß Hauser-Hauzwicka trotz der Interventionen die Sammlung zurückhielt, lge

hier ein möglicher Grund für sein Verschwinden. Nachforschungen bezüglich Hauser-Hauzwickas Hinterlassenschaft führten zu keinem Ergebnis; weder im Turmbund (oder diesem nahestehenden privat organisierten Archiven) noch in anderen Institutionen, an denen Hauser-Hauzwicka wirkte, konnten ein Schriftwechsel mit Christine Lavant oder diese Sammlung ausgemacht werden. Er verrichtete allerdings auch viele seiner Tätigkeiten von seiner Wohnung aus; laut Auskunft einer seiner Töchter ist dort sämtliches Material nach seinem Tode vernichtet worden.

36 [Anfang Dezember 1956] Zur Datierung: Tod von Erika Pardes (s. u.).

Am 7. Dezember 1956 schrieb Ingeborg Teuffenbach an L. v. Ficker: „Sehr verehrter Herr Professor, die beiden Briefe von Christl meinen so sehr Sie mit, daß ich mir erlaube, sie Ihnen beizulegen. Geben Sie bitte gelegentlich Frau Ulla das Couvert zurück. Ich schrieb Christl, daß wir sie zeitig im Frühjahr einladen werden – zu Weihnachten habe ich leider selbst zuviel Arbeit, aber unmittelbar nachher könnte sie schon kommen. Das Fahrgehalt möchte ich ihr schicken. Hoffentlich sind Sie selbst bei guter Gesundheit, verehrter Herr von Ficker, recht gute Wünsche und Grüße! Ihre Ingeborg Capra-Teuffenbach“ (Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv). Mit diesen angesprochenen Briefen sind sicher die beiden ‚Problembriefe‘ von Mitte November 1956 (Brief 35) und Anfang Dezember 1956 (Brief 36) gemeint. Die Übergabe dieser Briefe an Herrn von Ficker wird diesen zu der Zuwendung veranlaßt haben (was vermutlich auch bezweckt war), von der im nächsten Brief (37) die Rede ist.

„Sabinns ältestes Mädel“: Erika Pardes, geb. 1933, verstarb am 30. 11. 1956 in Dettelbach (bei Würzburg).

„ist noch weit mehr Unglück da“: Vielleicht bezieht sich diese Äußerung auf den Hintergrund des Todes von Erika (vgl. die entsprechende Anmerkung zum folgenden Brief). Vielleicht ist aber auch ein anderes Kind gemeint, denn in einem Brief an L.v. Ficker vom Dezember 1956 (sie bedankt sich darin für seine Zuwendung) macht sie eine entsprechende Andeutung: „Meine arme tapfere Schwester ist längst schon wieder zurück. Der Tod ihrer jungen Tochter war an und für sich ein Glück für das Kind selber und für die Mutter und uns allen auch aber trotzdem wird die Härte immer ärger. Gottseidank daß die Schwester noch mehrere Kinder hat die sie alle noch sehr brauchen freilich hängt eines davon noch wie ein Schwert dauernd über ihr, es ist ein Jammer.“ (vgl. *L. v. Ficker, Briefwechsel 1940–1967*, S. 300). Die genauen Umstände diesbezüglich konnten nicht ermittelt werden.

37 [zw. dem 7. u. dem 19. Dezember 1956] Zur Datierung: Am 7. Dezember schrieb Ingeborg Teuffenbach an L. v. Ficker (vgl. Datierung von Brief 36). Mit einem Brief an Ficker vom 19. 12. 56. hat Christine Lavant den größten Teil des (hier nur andeutungsweise erwähnten) Geldes wieder an Ficker zurückgeschickt, weil sie, wie sie schreibt, „anlässlich des Staatspreis-Wettbewerbes eine fördernde Auszeichnung zuerkannt“ bekommen hatte (Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv). (Das diesbezügliche Schreiben des Bundesministeriums, bzw. des Sektionsrates Dr. Hans Brunmayr, ging am 14. 12. 1956 an



Christine Lavant ab: „Liebe Frau Lavant! Der Herr Bundesminister hat Ihnen auf einhelligen Antrag der Preisrichter für Ihre Einreichung zum Staatspreis-Wettbewerb eine auszeichnende Förderung zuerkannt. [...]“; Brief im Archiv der Republik.)

„was eigentlich war“: Vgl. dazu aus einem Brief an G. Deesen vom 27. 3. 1962: „Eine Nichte starb vor einigen Jahren 24jährig Gott sei Dank an Lungenentzünd. i. Würzburg. War wegen Diebstahl ungerecht verdächtigt i. Untersuchungshaft u. dann brach Verfolgungswahnsinn aus. Ist in d. Main-Auen geflüchtet hat sich verkühlt Gott sei Dank!“ (Nachlaß Deesen, Deutsches Literaturarchiv, Marbach) Die Anzeichen einer gewissen ‚Erleichterung‘ beziehen sich also darauf, daß Erika ein schwieriges Schicksal erspart blieb, und daß sie sich nicht selbst das Leben genommen hat bzw. nehmen ‚mußte‘.

„mit Eurem Haus“: Am 4. Okt. 1957 zogen Capras in ihr neues Haus (der Kalender vermerkt am 20. 10. 1955 „Grundvermessung“, am 14. 11. 1956 „Spaziergang zum Haus“, am 4. 10. 1957 „Übersiedlung“, am 29. 11. 57 „Hauseinweihung“).

„Trudl Purtscher-Kallab“: Gertrud Purtscher-Kallab, geb. Purtscher, geb. 27. 11. 1913 (Wien), gest. 25. 5. 1995 (Klagenfurt), akademische Malerin; zog 1946 von Klagenfurt nach Lienz (wohl nach dem Tod ihres Mannes Dr. Reiner Kallab im Juli 1946), 1960 zurück nach Klagenfurt; sie arbeitete viel im Ausland (England, Frankreich, USA).

„Manchmal bilde ich mir ein [...]“: Eine Schwester Christine Lavants arbeitete im Hause Teuffenbach als Hausangestellte; sie hat wohl bei einem Besuch im Elternhaus

auch einmal die kleine Ingeborg Teuffenbach mitgenommen.

„vom ganzen Herzen“: handschriftlich.

38 [1957] Zur Datierung: wohl im Frühjahr: Amseln singen; erneute Frage nach Hausbau; anscheinend hat sie wegen ihres Mannes keine Möglichkeit, den angesprochenen Besuch (vgl. Brief 35 u. 36) zu verwirklichen.

„Euer Haus schon gewachsen“: vgl. die entsprechende Anmerkung zum vorigen Brief.

„Tochter vom Otto Müller“: Erentraud Müller, geb. 7. 7. 1933 (Salzburg), führte nach dem Tod ihres Vaters Otto Müller bis 1963 den Verlag. Dann Fachwechsel zur Medizin (Prom.), lebt in Salzburg.

*Hinweis: Aus dem Jahre 1962 liegt eine Karte vor, die Ingeborg Teuffenbach und Christine Lavant gemeinsam an L. v. Ficker zu dessen Geburtstag schrieben (Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv). Der Poststempel trägt das Datum 21. 4. 62 (Ostersamstag). An diesem Tag verzeichnet auch Teuffenbachs Kalender „bei Christl in St. Stefan“.*

*Hinweis: Die Briefe 1, 29, 30 sowie 39–41 sind quer auf DIN-A4-formatigen Blättern geschrieben. (Diese Besonderheit scheint ab den 60er Jahren zunächst bevorzugte, dann fast durchgängige Form gewesen zu sein.)*

39 „3. 10. [11.] 64.“ Zur Datierung: Hinsichtlich des Monats (dreimal 10.) hat sich Christine Lavant geirrt. Ihr Mann ist ja erst am 4. 10. 1964 gestorben, und die Verleihung des Trakl-Preises in Salzburg fand am 9. November 1964 statt. (Die zu diesem Anlaß gehaltene Rede Ludwig von Fickers findet sich abgedruckt in Zeitungen und

in mehreren Buchpublikationen, z. B. in: *Für Christine Lavant*, hg. von H. Kuchling, Wien 1965.) Der Kalender Ingeborg Teuffenbachs hält denn auch für Di., den 10. 11. 64, fest: „Christine Lavant“, für den 12. 11.: „mit Christl in Ambras“, für den 13. 11.: „Christl abgereist“. Es liegt zudem ein Briefumschlag vor mit dem Poststempel 3. 11. 64, der ‚Durch Eilboten‘ geschickt wurde (Eingangsstempel: ‚Innsbruck 4. 11. 64‘).

„Pr. Dr. Scrinzi“: Dr. Otto Scrinzi, geb. 5. 2. 1918 (Lienz), Arzt und Politiker. Primarius der Neurologie am Landeskrankenhaus Klagenfurt. Von 1966-1979 Nationalratsabgeordneter der FPÖ, gründete 1984 die rechtsextreme National-freiheitliche Aktion (NFA), lebt bei Moosburg. Christine Lavant suchte ihn in seiner Privatordination gegen Ende des Jahres 1962 oder Anfang 1963 auf; der sich ergebende Kontakt dauerte bis zu ihrem Tod. Auf sein Anraten im Juli 1963 im Landeskrankenheim Klagenfurt **eine Art „Kur“**. Er nennt ihre Symptome eine „chronifizierte Depression“, sie sei aber für eine „aktive Therapie“ nicht zu gewinnen gewesen, habe auch verdrängt, daß sie einem Arzt gegenüber saß. Er habe sie ein-, zweimal im Monat besucht, habe ihr zugehört (als „Klagemauer“), wo sie sich bei anderen eher von Fragen nach der Produktion bedrängt sah. (Diese Angaben folgen dem Interview, das Hans Haider mit Otto Scrinzi über Christine Lavant und den Kontakt mit ihr führte, abgedruckt in: *Christine Lavant: Und jeder Himmel schaut verschlossen zu. 25 Gedichte für O. S.*, hg. v. H. Weigel, Wien, München: Verlag Jungbrunnen 1991, S. 17-46.) Scrinzi hatte auch in der Kärntner Kulturzeitschrift *Die Brücke* (Jg. 1/2, Herbst 1975/Frühjahr 1976, S. 167–183) einen Beitrag über **Chri-**

stine Lavant veröffentlicht; dort ist aus Briefen an ihn zitiert und außerdem sind neben anderen Zeugnissen einige Bilder von Christine Lavant abgedruckt.

*Hinweis: Wohl im Laufe des Jahres 1962 stellte Christine Lavant ihre Schrift von deutscher auf lateinische um; dieser wie auch alle folgenden Briefe sind also in lateinischer Schrift geschrieben.*

40 [Mitte November 1964] Zur Datierung: Der Brief ist nach dem Innsbruck-Aufenthalt und vor dem folgenden Brief (Poststempel: 26. 11. 64.) anzusetzen.

„Chock“: Christine Lavant war früher als geplant aus Innsbruck abgereist, nachdem man ihr eine beunruhigende Nachricht wegen ‚der Frau‘ Gertrud Lintschnig gegeben hatte. (Gertrud Lintschnig starb im Mai 1965 an Krebs.)

„Pr. Dr. K.“: nicht ermittelt.

41 [Poststempel: 26. 11. 64] Zur Datierung: Inhaltlich steht dieser Brief eindeutig in Zusammenhang mit Brief 40. Daher darf angenommen werden, daß der Umschlag mit dem Poststempel „26. 11. 64“, in dem der Brief sich befand, auch als der wirklich zugehörige Umschlag zu gelten hat.

42 „Klagenfurt 22. 12. [1964]“ Zur Datierung: Der Text steht auf einer Briefkarte mit dem Aufdruck „Frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr“. Eine Briefkarte gleichen Aussehens erhielt auch L. v. Ficker (Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv). Diese ist zwar ebenfalls undatiert, vom Format her aber unzweifelhaft einem Umschlag

zuzuordnen, dessen Poststempel das Datum „22. 12. 64“ und als Ort Klagenfurt aufweist. Auch vom Inhalt her ist die Karte an Ficker auf 1964 zu datieren (Trakl-Preis). In ihr wird auf dieselbe Begebenheit Bezug genommen: „Ich habe in den letzten Tagen nocheinmal das Wunder einer zuinnerst aufblühenden Freude geschenkt bekommen. Wenn ich daran nicht wieder allmählich heil werde dann verdiene ich Untergang.“

„Künstlerempfang“: wahrscheinlich der jährlich stattfindende Empfang durch die Kärntner Landesregierung.

„W. B.“: Werner Berg.

### *Editorische Hinweise*

Die Originale der hier vorgelegten Briefe (nur am 22. 12. 1964 eine Briefkarte) und Gedichte liegen im Nachlaß Ingeborg Teuffenbach, Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Universität Innsbruck. (Der Brief vom 24. 8. 48., den Ingeborg Teuffenbach an Ludwig von Ficker weitergab, wird im Nachlaß Ficker aufbewahrt.)

Die Briefe wurden wie folgt in den Druck übersetzt (diese Angaben folgen dem Verlauf eines Briefes):

Der Ort des Schreibens (er fehlt in den Originalen) wird nicht als Erschließung eigens angegeben, da er im Prinzip als selbstverständlich gelten darf: Es ist St. Stefan im Lavanttal, Kärnten, Christine Lavants Lebensort. (Die erhaltenen sieben Umschläge wurden aus St. Stefan versandt. Ein Schreiben aus Klagenfurt hat sie selbst gekennzeichnet, in einem Fall konnte der Ort ihres Schreibens nicht ermittelt werden.)

Erschlossene Daten stehen in eckigen Klammern. (Die Umschläge gaben bezüglich der Datierung außer im Falle von Brief 41 nichts her.)

Christine Lavant selbst pflegte das Datum mit einem Punkt abzuschließen; die wenigen Ausnahmen wurden dieser Schreibung angepaßt. Der in den meisten handschriftlichen Daten die Jahrhundertzahl ersetzende Balken über der Jahreszahl wurde hingegen weggelassen.

Die Einrückung von Briefanrede und Briefanfang folgt der Form, für die Christine Lavant sich entschieden hat und die nahezu durchgängig ist (die seltenen Ausnahmen wurden der Mehrzahl angepaßt).

Nur unsicher lesbare Worte oder Buchstaben werden in der Transkription klein wiedergegeben.

Orthographische Fehler und Interpunktion wurden nicht korrigiert. Die Getrennt- und Auseinanderschreibung wurde beibehalten, auch in der (nicht immer logischen) unterschiedlichen Schreibung (z. B. „noch einmal“ und „nocheinmal“). Ebenso manche im Dialekt gebräuchlichen Wendungen (z. B. er geht Stadt) und die vom Sprechen im Dialekt beeinflusste Schreibung (z. B. „Eckel“ statt „Ekel“). In drei Fällen fehlten Punkte am Satzende; dies wurde als Flüchtighkeitsfehler behandelt und korrigiert.

Die nur in maschinengeschriebenen Briefen auftauchenden Fehler (,Tippfehler‘, z. B. „acuh“ statt „auch“) sowie Flüchtighkeitsfehler im Handschriftlichen (z. B. „mein Freundin“ statt „meine Freundin“) wurden ebenfalls ohne Hinweis korrigiert. Hierbei wurde ‚statistisch‘ verfahren: wiederholt gleiche Schreibweise wurde als die gewollte angenommen. Jeglicher Zweifelsfall (weil zu selten bezeugend, daher nicht vergleichend überprüfbar) wurde als mögliche persönliche Schreibung behandelt und beibehalten. Wiewohl ausgelassene Wörter oder Wortteile (oder das überflüssige Wort in Brief 19) auch als Flüchtighkeiten betrachtet werden können, bedeutet ihre Korrektur einen stärkeren Eingriff in den Text; sie werden daher in eckigen Klammern korrigiert.

Nicht als eine Typenvertauschung auf der Schreibmaschine, also als Flüchtighkeitsfehler, sondern als sprachliche Besonderheit haben die zahlreichen ‚m‘/‚n‘-Vertauschungen zu gelten: 1. Sie kommen in maschinengeschriebenen Briefen fast ausschließlich nur am Ende von

Wörtern mit entsprechender Kasusendung vor. 2. Diese Vertauschungen tauchen auch in handschriftlichen Briefen auf. 3. Entsprechende Kasusverschiebungen sind im gesprochenen Kärntnerisch (wie auch in anderen Dialekten) nicht selten. Sie wurden also beibehalten (vgl. z. B. in Brief 12: „aus meinem so erschüttertem Herzen“, „Durch irgend einem Zufall“, „um ihn wie immer noch was Liebes nachzusagen“).

Von den wenigen durchgestrichenen Wörtern oder Wortteilen werden nur diejenigen im Briefftext wiedergegeben, die inhaltliche Korrekturen anzeigen und nicht lediglich Schreibfehler sind.

Hervorhebungen werden zur weitaus häufigsten Form, der Unterstreichung, vereinheitlicht.

Die gelegentlichen Abkürzungen von Doppelkonsonanten durch einen Balken wurden aufgelöst.

„Deine Christl“ u. ä. ist immer mit der Hand geschrieben; soweit in maschinenschriftlichen Briefen noch andere handschriftliche Passagen auftauchen, wird das in den Erläuterungen zu den Briefen vermerkt.

Die Position der Schlußformel wurde zu einer mittigen Stellung vereinheitlicht.

Der Abdruck von Briefausschnitten an andere Personen in den Erläuterungen zu den Briefen und im Nachwort folgt derselben Methode; feste neue Zeilen und Einrückungen bleiben allerdings unberücksichtigt.

Die editorischen Entscheidungen gelten im Prinzip auch für die Gedichte, die in die Briefabfolge mit aufgenommen wurden. Im Nachlaß Ingeborg Teuffenbachs finden sich (neben 12 späteren) noch knapp 40 Gedichte, die, obwohl sie, bis auf ganz wenige, nicht datiert sind, wohl



als aus den späten 40er Jahren stammend gelten können. Darunter sind etwa 10 Gedichte, die wie die hier abgedruckten als ‚Liebes- oder Schwärmgedichte‘ an Ingeborg Teuffenbach verstanden werden dürfen. Aufgenommen wurden in diese Ausgabe gewidmete Gedichte und solche, die, mit handschriftlichen Zusätzen, Teil einer Sendung sind. Wie der Brief vom 10. 5. 49. zeigt, konnte ein Brief auch nur aus einem Gedicht bestehen; es läßt sich aber kaum mehr feststellen, ob noch andere Gedichte im Teuffenbach-Nachlaß als (Teil einer) Sendung, vielleicht auch im Sinne eines Geschenkes, zu betrachten sind.

Die vorliegende Ausgabe hat sich gegen den Einwand zu behaupten, daß das Material bereits in Auszügen veröffentlicht ist und damit in gewisser Hinsicht schon vorliegt. In Ingeborg Teuffenbachs Erinnerungsbuch (*Christine Lavant. Zeugnis einer Freundschaft*, Zürich 1989, <sup>2</sup>1994) sind die Briefe in Abschnitte zerlegt und als Belegmaterial den Erinnerungen von Ingeborg Teuffenbach untergeordnet worden. Es läßt sich dort nicht mehr nachvollziehen, welche Abschnitte zu jeweils einem Brief gehören. Die Transkription enthält zahlreiche und z. T. weitreichende Lesefehler. In vielen Fällen sind undatierte Briefe zeitlich falsch eingeordnet, in anderen wurde die vorhandene Datierung nicht angegeben. Gerade weil die Briefe in Ingeborg Teuffenbachs Buch als integrale Zeugnisse nicht geachtet und als bloß scheinbare Belege für eine konstruierte Biographie benutzt wurden, soll ihnen in dieser Ausgabe zunächst einmal ihr eigenes Leben zurückerstattet werden, soll das Material gesichert und betreut, als Bereicherung und zu Studienzwecken **angebo-**

ten werden. Es können so viele Angaben zu dem dort vorgelegten Material wie zur Biographie als falsch nachgewiesen werden, daß dieses Buch an keiner Stelle zur Information herangezogen werden konnte.

Die Erläuterung zum jeweiligen Brief wird gegebenenfalls durch die Begründung der erschlossenen Datierung eingeleitet.

Die Erläuterungen der Einzelstellen sollen den Brief in seiner Situation verstehbar machen (u. U. wird auch die Rekonstruktion von Briefzusammenhängen angeboten) und sachliche Bezüge identifizieren, wie Personen und Lektüren. Grundsätzlich werden Stellen, anhand derer sich ein biographisches Umfeld oder ein Interesse Christine Lavants erhellen läßt, stärker berücksichtigt als Erwähnungen, die nur eine Hintergrundinformation benötigen. Mit „nicht ermittelt“ wurden Erwähnungen gekennzeichnet, die durch Nachforschungen nicht geklärt werden konnten, bzw. wo ein weitergetriebener Aufwand in keinem Verhältnis mehr zum vermutlich marginalen Ergebnis gestanden hätte.

In den Jahren 1948 und 1949 schrieb Christine Lavant Briefe häufig in direktem Bezug auf ein Treffen. Es wird daher in manchen Briefen ein Rückbezug auf Situationen oder Gegenstände genommen, der sich nicht mehr klären läßt. Auf einen Hinweis in den Erläuterungen, auf das ‚nicht ermittelt‘, wird in diesen Fällen verzichtet.

Gerne wäre als Datierungshilfe, als Beleg oder als Bereicherung auf Ausschnitte von Briefen auch an andere in den vorliegenden Briefen erwähnte Personen zurückgegriffen worden. Leider sind die Briefe an den Verleger

Viktor Kubczak laut Auskunft von dessen 1987 verstorbener Frau an Armin Wigotschnig, den Neffen der Dichterin, nicht erhalten geblieben; das Verlagsarchiv des Brentano-Verlages ging durch wiederholten Verkauf verloren. Auch gibt es keine Briefe an ihren Mann Josef Habernig, laut Auskunft von dessen Tochter Herta K. Habernig Granati, Florenz.

Als bisher nicht bekannte (Brief-)Kontakte Christine Lavants konnten die zu Gertrude Rakovsky und zum Ehepaar Wolf ausgemacht werden.<sup>1</sup>

In den Erläuterungen zu den Briefen wie im Nachwort werden zwei Formen der Datenschreibung verwendet: Die erste Form (X.X.XX.) steht für ein von Christine Lavant selbst geschriebenes Datum, das sie, wie schon oben gesagt, mit einem Punkt abzuschließen pflegte (dabei wurden gelegentlich verwendete römische Ziffern in arabische Zahlen gebracht). Die zweite Form (X.X.XXXX) steht für erschlossene Briefdaten und für ‚Sachdaten‘.

Im Verzeichnis der Briefe wird vermerkt, ob ein Brief handschriftlich oder maschinengeschrieben vorliegt. Auf eine optische Unterscheidung im Brieftext selbst wurde verzichtet; das durch die Schreibmaschine erzwungene ‚ss‘ und die ‚Anführungszeichen oben‘ wurden der Handschreibung angepaßt. Zu der Frage, wann Christine Lavant

---

<sup>1</sup> Ich möchte Gertrude Rakovsky und Evlyn Wolf ausdrücklich dafür danken, daß sie mir freundlich gestatteten, aus den Briefen an sie zu veröffentlichen. Die Briefe an Gertrude Rakovsky werden im Dokumentationsarchiv für neuere österreichische Literatur, Wien, aufbewahrt („Dichterbriefe an G. Rakovsky“), dem ich ebenfalls für die Erlaubnis zum Abdruck zu danken habe. Die Briefe an Evlyn Wolf sind in ihrem privaten Besitz.

handschriftlich oder maschinenschriftlich schrieb, können nur allgemeinere Überlegungen angestellt werden. Die Schreibmaschine ist unpersönlicher, garantiert hingegen ein leserliches und von körperlichen Zuständen unabhängiges Schriftbild. Wegen einer anderen Person im Raum und nachts werden hinsichtlich des Maschineschreibens Rücksichten zu nehmen gewesen sein. Später mögen vielleicht auch entzündliche Schmerzen in Händen oder Armen eher den Stift empfohlen haben. Ab den 60er Jahren scheint sie, so legen die bekannten Briefe nahe, vornehmlich mit der Hand geschrieben zu haben.

Ich möchte mich an dieser Stelle noch einmal herzlich bei allen Personen bedanken, die durch ihre Bereitschaft und durch ihre Hinweise sachlich, freundlich, freundschaftlich zu dieser Ausgabe beigetragen haben!

## *Nachwort*

Die vorliegenden Briefe sind Teil einer natürlichen Biographie der Person, die als Christine Lavant eine bekannte Autorin mit Werk und Namen war. Sie können den Schritt auf das Werk hin erleichtern, weil ihre Kenntnis auch das Vertrauen herstellt, in die literarischen Formungen und Fremdheiten zu folgen.

Es sind aber auch Briefe eines Menschen, der einen solch bemerkenswerten Weg hatte, daß sein Leben ebenso die Betrachtung lohnt wie sein Werk.

Gleichwohl handelt es sich um Lebenszeugnisse eben einer Schriftstellerin, und wir erleben ihren Wert auch in der Art, wie sie sich als Tonartenträger, als Absichtsträger einer spezifischen Sprache bedienen, wie sie Register und Rhetorik haben, wie sie in manchem Bildgebrauch, im Denken in einer eigenen Welt, literarisch werden.

Die Briefe sind privater Natur, Dokumente eines Lebensvorgangs, in dem das literarische Sprechen von sich aus entsteht und nur ein mögliches Element ist; sie sind nicht durch ‚Kunstformung‘ geschützt. Es sollte daher auch bedacht sein, daß Christine Lavant, der Scham und Skrupel eindringliche Gefühle waren, sicher Vorbehalte gegenüber einer Veröffentlichung dieser Briefe gehabt hätte. Hätte sie der Hinweis überzeugen können, daß nach dem Vergehen vieler Jahre ihr ‚Privates‘ für uns zu etwas ‚Menschlichem‘ geworden ist?

Was läßt sich aus Briefen einer Person über diese schließen? Anlaß und Adressatin oder Adressat bedingen eine gewisse Ausschnitthaftigkeit. Auch steckt im Brief immer

etwas wie unwidersprochene Selbsterklärung. Unter entsprechender Reflexion des Mediums sind Briefe weithin authentisches Sprechen einer Person. Sie sind im Falle Christine Lavants praktisch die einzigen persönlichen Zeugnisse. Von ihr gibt es keine Tagebücher, keine Tageskalender, keine dokumentarischen Notizen. Es bleiben Werk, Briefe und Erinnerungen anderer. Jedes hat einen eigenen Reiz zur Erkundung ihrer Person.

Christine Lavant hat, da in ärmlichen und beschränkten Verhältnissen lebend, wenig aufbewahrt und aufgehoben. Ihr Bücherbestand erneuerte sich ständig, vieles verschenkte sie. Sie lieb Bücher, privat und aus der Bücherei. Einiges von ihr Geschriebene verbrannte sie. Von ihrem ‚Besitz‘ Rückschlüsse auf ihr ‚Leben‘ zu schließen, ist also nur sehr eingeschränkt möglich. Auch Gegenbriefe, d. h. Briefe an Christine Lavant, sind nur sehr spärlich erhalten (mit Ausnahme der Briefe von Werner Berg; in diesem Fall fehlen hingegen ihre Briefe). Das erschwert die zeitliche Einordnung undatierter Briefe und das Erfassen von Zusammenhängen.

Da es die Briefe von Ingeborg Teuffenbach an Christine Lavant nicht mehr gibt, hat man einen Anhaltspunkt weniger, um zu entscheiden, wie vollständig das vorliegende Briefcorpus ist. Wenn auch an drei Stellen eine Lücke ausgemacht werden kann, wirken die Briefe doch durchaus gesammelt und in ihren Bezügen auf Situationen zusammenhängend. Die idealtypische Abfolge von Briefen, das Hin und Her, wird jedoch nicht nur durch Verlorengehen oder Nichtaufbewahren gestört; Christine Lavant und Ingeborg Teuffenbach hatten, zumindest in den intensivsten Jahren ihrer Beziehung (1948 und 1949),

gleichzeitig persönlichen und brieflichen (und anscheinend gelegentlich auch telephonischen) Kontakt. Man erfährt in den Briefen nicht, worum es bei den Treffen gegangen ist; die Briefe scheinen zu vergewissern, vorzufühlen, die Beziehung zu umkreisen und zu bestätigen. Christine Lavants Beziehungserleben ist total – ein Maßstab, der auch bei Kontakten mit anderen auszumachen ist.

Es scheint jedoch, als müsse in den Briefen noch eine andere Ebene beinahe als prinzipiell ausgespart betrachtet werden. Ein Prinzip des Zurückhaltens wird augenfällig vor allem im Umgang mit dem Kontakt zu Werner Berg. Nür in den Überlegungen zur ‚Untreue‘ Ingeborg Teuffenbach gegenüber, wohl auch darin, daß „mein Mann“ wechselt in „Herr Habernig“, erleben wir diesen neuen Kontakt. Kein einziges Mal nennt sie Bergs Namen. Vermutlich steht dahinter ihre Angst, etwas zu „verschreien“, die Dinge unbefugt anderen Zusammenhängen auszusetzen, die Furcht, sich selbst auszuliefern. Wiederholt taucht die Wendung ‚was von dem ich nicht schreiben mag/will/kann‘ auf: Die Furcht, etwas zu verschriftlichen, hinter der wohl etwas wie Aberglaube und auch Angst vor Peinlichkeit zu sehen sind, wird zur Crux des Mediums. Neben dieser Furcht hat es zudem auch Zustände gegeben, in denen sie so niedergeschlagen war, daß ihr das Schreiben überhaupt nicht mehr möglich war.

Es ist an der Zeit, nicht mehr einfach nur von Christine Lavant oder Christine Lavants Leben zu sprechen, sondern dessen kleinere Muster zu sehen, seine Abschnitte und seine Kontinuitäten, seine Haltungen und seine Wi-

dersprüche. Die Zeit mit Ingeborg Teuffenbach in den Jahren 1948 und 1949 ist ein nicht unwichtiger Abschnitt, und über die Briefe wird es möglich, diesen Lebensjahren Christine Lavants etwas näher zu kommen. Für die späteren Jahre bieten die Briefe ein Gerüst, an dem durch Mitteilung oder Andeutung andere Phasen erkennbar werden, die vielleicht aus den Briefen an andere klarere Konturen gewinnen, lebendiger werden können. Die Veröffentlichung aller erhaltenen Briefe an Ingeborg Teuffenbach erlaubt es zudem, verschiedene Facetten im Ton zu hören.

Bisher liegen neben vereinzelt veröffentlichten Briefen (viele davon sind in den Erläuterungen erwähnt) die Briefe Christine Lavants an Gerhard Deesen, an Hilde Domin und an Ludwig v. Ficker vor.<sup>1</sup> Dabei sind die an Deesen sehr stark und oft verzerrend gekürzt; gesicherten Text und Kommentierung gibt es bisher nur für die Briefe an

<sup>1</sup> Die Briefe an Deesen sind veröffentlicht in *ensemble*, Heft 5, 1974, S. 133–157, die an Domin in *Über Christine Lavant: Leseerfahrungen – Interpretationen – Selbsteutungen*. Hg. v. Grete Lübke-Grothues, Salzburg: Otto Müller Verlag 1984, S. 142–166, die an Ficker in *Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1940–1967*, Bd. 4, hg. von M. Alber, W. Methlagl, A. Unterkircher, Fr. Seyr, I. Zangerle, Innsbruck: Haymon 1996.

Die Briefe Christine Lavants an Gerhard Deesen bewahrt das Deutsche Literaturarchiv in Marbach auf, bei dem ich mich an dieser Stelle für die Erlaubnis bedanken möchte, aus den bisher unveröffentlichten zitieren zu dürfen. Im Text nicht nachgewiesene Zitate stammen aus diesen Briefen; die darauf angegebenen Datierungen von fremder (wohl Deesens) Hand werden hier übernommen. Aus den veröffentlichten wird nur mit der Seitenangabe der Veröffentlichung in *ensemble* zitiert.

Die Briefe an Domin werden mit der Seitenzahl der Veröffentlichung nachgewiesen.

Die Briefe an Ficker werden angegeben mit: LvF, Bw. sowie Seitenangabe.



Ficker. Eine umfassende, kommentierte Briefausgabe, ohne die sich auch eine sinnvolle Biographie schwerer wird schreiben lassen, steht aus.

Liest man die vorgelegten Briefe im Zusammenhang mit den Erläuterungen zu den Briefen, so ergeben sich Stationen der Biographie. Es läßt sich aber auch immanent aus wiederkehrenden, aus konstanten Begriffen und Wendungen ein Netz knüpfen, mit dem man vielleicht ein Innenleben bergen kann. Zur gegenseitigen Erhellung und Scharfstellung werden andere Briefe oder Zeugnisse herangezogen.

Die deutliche Konzentration auf eine Person als Lebensbezug, die Werbung, die Vertrautheit, die Nähebeweise sind Elemente, die nahelegen, von einer Art Liebesbeziehung (in den Jahren 1948 und 1949) zu sprechen. Christine Lavant hat die Beziehung vorangetrieben, nicht ohne manche Druckmomente. Und wie die Briefe zeigen, hat ihr Anspruch, ihr totales Empfinden, Irritation auf der anderen Seite und Fragen nach der Grenze hervorgerufen, zu der sie auch Stellung nimmt. Sicher liegt die Basis ihres Liebesbegriffs in einer Sehnsucht: nach Beschütztsein, nach Flucht aus der Enge, nach einer Normalität, in der das ‚Schöne und Gute‘ wirkt. An der ‚schönen blonden Ingeborg‘ kristallisiert sich diese Sehnsucht jedoch so ungestört, daß man sicher von einer Projektion sprechen muß. Christine Lavant hat sich so den „Engel“ geschaffen, von dem sie in den Briefen des öfteren spricht. Es ist nicht nur ein „Schutzengel“ gegen die ‚Obdachlosigkeit‘; der Sinn dieses Engels ist weitreichender: Einer Person,

die sich „auf Erden u. zw. ganz u. gar auf Erden“ (Brief 1) befindet, bewahrt er etwas ‚Göttliches‘. Jedenfalls – wer einen ‚Engel‘ hat, der fällt nicht so leicht, und ist außerdem angehalten, selbst ‚gut‘ zu sein. Ihr Engel- und ihr Liebesbegriff fallen praktisch in eins, er schließt Gott nicht aus, braucht ihn aber auch nicht: in „Liebe“ stecken „Kraft“ und „Gott“, Energie von innen und Energie von außen. (Vgl. Brief 12 und folgenden Abschnitt aus einem Brief an Evlyn Wolf vom 12. 2. 50.: „Der Mensch ist nicht mehr als eine wässrige Wolke. Wenn die Sonne (Gott? –) hineinscheint, schillert sie auf um dann wieder ins graue Elend zurückzufallen. (ich hätte vorsichtigerweise anstatt ‚Gott‘ – ‚Liebe‘ schreiben sollen.)“). Ihre Hingabe wie ihr Anspruch sind weitgehend, das Gegenüber, das Bild des Gegenübers, ist Adresse ihres Erlösungswunsches.

An einem wenn auch nur wenige Briefe umfassenden Briefwechsel mit einer anderen Person läßt sich erkennen, daß auch dort Merkmale des verbenden Sprechens verwendet werden. Im ersten der vier Briefe an Evlyn Wolf (10. 11. 49.) schreibt sie: „Ach, die Anrede: ‚Liebe und schöne Frau‘ ist noch von früher her wo ich durch den Anblick Ihres Gesichtes vor allem Ihrer Brauen so beglückt war als hätte ich Zugang gefunden zu bisher Kaum-Gewußtem. [...] Ach, – es ist ohnedies so schwer je einander so nahe zu kommen daß man zueinander erhörbar reden kann. Als Sie damals so still unter der Lampe saßen und Ihre Stirne über die Arbeit bogen, da hörte ich Sie. – Verstehen Sie wohl, nicht nur in dem was Sie sprachen hörte ich Sie sondern ich hörte weit mehr noch was in Ihnen sprach. Damals waren Sie Fremde mir vertraut wie eine Schwester und ich hätte getrost von meinem Äußer-

sten zu Ihnen sprechen können. Bleibend von solchen Stunden darin Begegnungen geschehen ist oft nur ein leises Erstaunen: ‚wie das möglich war?‘ und ein schüchternes Entzücken. Rede ich Ihnen zu weichlich? Ach – lassen Sie’s dann an Ihrer Härte (?) vorbei und bis zu den Schichten wo Sie immer allein sind und weichmütig und traurig wie Menschen am Abend die noch nicht wissen wohin sie nachts das Herz betten sollen. Denn: – so sind wir ja alle oft sind wir so, müde müde mitten im Abend und der Hof zu dem wir gehören noch weit fort ja sogar in für uns noch unbestimbarer Richtung.“ Am 12. 12. 49. leitet sie den zweiten Brief ein: „Liebe Schöne. Wenn Ihnen die Anrede: Schöne –, peinlich ist so werde ich sie späterhin sicherlich gerne lassen unsomehr als ich dann vielleicht einmal ohne vorgreifend zu wirken ‚liebe Schwester‘ werde schreiben dürfen. Jedenfalls meine ich schon jetzt nicht bloß die hautdünne Schönheit sondern die Wurzelsumme innen die herausstrahlt und empfunden wird und wohl tut wie ein Labsal.“

Im Vergleich mit den ersten Briefen an Ingeborg Teuffenbach (vor allem auch mit dem Text *Die Schöne im Mohnkleid* und zu den Gedichten) wird durchaus ein Muster erkennbar, so daß von einer Rhetorik der Werbung gesprochen werden darf, einer Rhetorik, die den Grad der Literarität erreicht. Es wäre also ein Mißverständnis, solchen Ton als Zeichen einer unterwürfigen oder angepaßten Person zu sehen. Sie ist eher eine Sehnsüchtige, und im Brief vom 19. 7. 48. (Brief 4) hat sie in einem Bild ausgeführt, was man ihre Theorie der Nähe, des Du nennen könnte: Man ist mehr, wenn man sich weitergibt, und man kann leichter mit sich umgehen, wenn man nicht in

---

sich isoliert, auf sich geworfen ist, sondern sich auch durch jemand anderen vermittelt bekommt – bevor und damit jeder das ‚ganz Seine‘ als ‚das Unverlierbare‘ erreicht. Sie selbst kannte und fürchtete Ängste und Verlorenheit, fürchtete Muster, in die sie verfiel, und aus denen mit eigenem Willen nur schwer herauszukommen war.

Die Briefe lassen erkennen, daß sich Ingeborg Teuffenbach um Christine Lavant bemüht hat, daß sie jedenfalls für ihre Hilferufe einstand, ausgleichend und tröstend wirkte, daß Christine Lavant kein ‚überlegen‘ und ‚unterlegen‘ empfinden mußte, obwohl sie selbst sich immer als auf der Schattenseite angesiedelt erlebte.

In einem der Briefe wird aus einem Brief von Ingeborg Teuffenbach zitiert, die von „tragischen Neigungen“ bei Christine Lavant gesprochen hatte (Brief 8). Diese Formulierung dürfte auch das aufgreifen, was Christine Lavant selbst mit „Gefühlchen hineingeheimnist“ (Brief 21) beschrieb oder mit „maßlos in allem“ (Brief 9) – Eigenarten, die sie anscheinend durchaus als zu sich gehörig empfand. Aber Christine Lavant verbindet in diesem Zusammenhang die „tragischen Neigungen“ mit dem Gefühl, einem „Wirbel dieser unbegreiflichen Mächte“ ausgesetzt zu sein. In vielen Briefen öffnet sich diese andere ‚dunkle‘ Ebene, wenn sie von „tausend Schrecknissen in sich“ (Brief 4) spricht, dem „Dämon“, der alles Gute in ihr zerschlagen will (Brief 15) usw. Da sind Briefe, die ihre Verzweiflung zeigen, ihre ‚Über‘empfindlichkeit, und in denen Halt- und Hilflosigkeit und Angst herrschen. Vermutlich haben wir uns in solche Empfindungen einzufühlen, wenn sie in einem Brief an Gerhard Deesen schreibt (Ende Nov.? 1963): „Natürl. werden sich auch wieder

Depressionen einschieben aber das bin ich v. Kindheit an gewöhnt.“ Das klingt abgeklärter, als sie es wohl lange empfunden hat. Sie benutzt den Begriff der ‚Depression‘ in den Briefen an Ingeborg Teuffenbach nie – er begegnet uns (erstmals?) 1955 in einem Brief an Otto Müller; sie hat diese Phasen vielmehr assoziiert mit „Irrenhaus“, was als der Schrecken schlechthin zu erleben ist. Erst spät scheinen ihr ihre Depressionen anders vermittelt worden zu sein, wohl durch Dr. Otto Scrinzi, der seit etwa 1962 ihr Arzt und auch eine Vertrauensperson war: Er gab ihr mit dem Begriff der „Krankheit Depression“ (so jedenfalls in *Die Brücke*, vgl. Anm. zu Brief 39) eine genauere Vorstellung als die Befürchtung, hinter Türen ohne Kliniken ein gefangenes Leben fristen zu müssen; als Arzt war er eine Autorität, die sie vor dem überaus gefürchteten ‚Irrenhaus‘ bewahren konnte.

Aber bei alledem soll die Kraft der Christine Lavant sich nicht im Hintergrund verlieren. Damit sind nicht nur distanzierende Elemente wie Humor oder reflexive Momente gemeint, sondern die Schlichtheit und Deutlichkeit, die Konkretheit, die in manche Briefe auch etwas wie eine federleichte Überlegenheit hineinbringen kann. Ihre Briefe sind nie vorgegeben, kommen immer unmittelbar aus einem Zustand, kokettieren nicht mit einer literarischen Verwertung des Zustandes, auch wenn sie den je eigenen Ton finden; sie sind anrührend, ernst, menschlich. Es darf das, was sie von ihren Gedichten schreibt, auch für die Briefe gelten: „wie die meisten mir ganz vom Herzen gekommen sind, (an manchen Stellen werden sie vielleicht lang noch davon warm sein [...])“ (Brief 16). Deren Literarität ist eine Insprachnahme des sie Bewegenden.

Christine Lavant ist eine Person von menschlicher Aufmerksamkeit und Beobachtungskraft. Als Beispiel dafür kann ein Abschnitt aus dem Brief vom 24. 8. 48. gelten. Einen imaginativen Vorgang bricht sie ab, als ihr eine konkrete Situation vor Augen kommt, die sie an Verantwortung und, für sie eine direkte Verbindung, an Schuld erinnert. Sie schließt eine klein-feine psychologische Erklärung an: „[...] warum haben wir alle letztes Mal [...] für den alten Mann der unter einem Baum Zeitung las, nichts gehabt? Sicher weil wir nicht einzeln waren, sonst hätte wohl keines von uns an ihm vorüber können.“ Vielleicht läßt sich in diesem Briefabschnitt schon etwas lesen, was eine der Grundfragen ihres Lebens sein sollte: In welchem Verhältnis die Dichtung, das Imaginative, zum verantwortlichen Leben zu stehen hat. Die Basis des Seins ist das „Hiesige“ (Brief 37), den Umgang mit Menschen nennt sie selbst wiederholt als Bewährungsinstanz, „Ich zu sein“ (Brief 22) eine Aufgabe. In anderen Briefkontakten erkennen wir diese Haltung wieder.

Im Jahre 1955, als die Beziehung zu Werner Berg von dessen Seite her aufgegeben wurde, nahm sie den Kontakt zu Ludwig von Ficker auf, den sie bei der Trakl-Preisverleihung 1954 kennengelernt hatte; in den Jahren 1955 und 1956 bestand ein intensiver Briefkontakt. Der Brief vom Juli 1955 formuliert ein Anliegen an Ficker: „Ich muß Ihnen was sehr Ernstes schreiben: Es ist so, daß ich glaube, daß Sie mir sehr viel helfen könnten. Das – nämlich, was ich am meisten brauche, ist eine Stelle im Menschlichem, welche Ehrfurcht und Vertrauen in mir auslöst. Für Geschöpfe meiner Art ist es sehr weit bis zum Herzen Gottes. Deshalb mangelt es ihnen dann so sehr, so am

allermeisten, an der wichtigsten Nahrung des Gemütes, – an Ehrfurcht und Vertrauen.“, und weiter unten: „Kreaturen meiner Art die sich erst entkrampfen müssen um endlich eine Mitte zu bekommen welche kein Knoten ist, brauchen als Erstes und Wichtigstes einen Menschen der in ihnen Ehrfurcht und Vertrauen auslöst und ich glaube das Sie verehrter Herr von Ficker, dies bei mir vermögen.“ Diese Formel von „Ehrfurcht und Vertrauen“ wird also mehrfach bekräftigt, bevor der Brief mit dem Satz endet: „Ich brauche einen Menschen bis ich Gott habe.“ (*LvF, Bw*, S. 277/278) Es scheint, als mache sie Ficker zu einer Art ‚Vor-Herrn‘, der den rechten Weg einklagt und sich doch gütig den noch Verstrickten gegenüber zeigt. Sie beschreibt Gott als den „Knoten aller Fäden“, im Sinne einer sinnvollen Zusammenführung und Ordnung aller Fäden, und meint von sich: „Ich verknüpfe nur das Ende eines Fadens immer und immer wieder blindsichtig zu Fallen und Schlingen. Meinen Sie – für den Irrsinn? – Auch das wenn Gott will. Mir wäre freilich lieber die Wiege der Welt und darin das Kind, das lebendige Wort. Oder sagen wir: Den Anfang der Ordnung, die Sänftigung und das Sich-in-alles-fügen und damit das: In-die Kraft-Treten auf seinem Ort. Aber freilich so lange ich Schlingen knüpfe werde ich immer wieder nur selber hineingeraten und ausgelöst werden müssen von Gott oder einem seiner Tölpel.“ (Damit ist Ficker gemeint, nach einem freundlichen Wortspiel über eine Selbstbezeichnung Fickers.) (nach dem 10. 7. 1956, in *LvF, Bw*, S. 293/294) An Ficker versucht sie sich gedanklich an einer religiösen Haltung; psychologisch lag wohl in diesem Kontakt erneut die Suche nach einem Menschen, für den sie ‚gut‘

sein wollte und der ihr ‚gut‘ war. So war es sicherlich nicht Fickers Katholizismus, der sie als Weltbild interessierte; er stellte jedoch etwas bereit, das sie auf die Beziehung zu Ficker übertrug – sie schuf ein quasi-religiöses Muster von Bewährung und Gnade.

Letztlich bleibt ihr seine, wie sie im Brief vom 8. 8. 56. (Nachlaß L. v. Ficker, Brenner-Archiv) schreibt, „Zuversicht zur Heilsgewißheit“ versperrt; das Ziel gründet in ihrem Leben keinen Weg. Ihr Bezugspunkt bleibt das Ich, das sie zugleich als quälend „steinern“ empfindet wie als die Instanz, an der Leben überhaupt nur stattfinden kann, an der man einander Mensch sein kann. Es ist wohl keine Koketterie, wenn das andererseits zur relativierenden Einschätzung ihrer eigenen Dichtung führt: „[...] ich werde vielleicht nie wieder schöne Brief schreiben können und Gedichte noch weniger, vielleicht auch wohl? aber jetzt kann ich mir das gar nimmer vorstellen. Es bedrückt mich aber auch nicht weil sowas ja sowieso bloß eine Zugabe ist. Die Hauptsache ist ja das Leben das eigene und das der anderen. Ich weiß nicht – aber ich würde es schrecklich empfinden wenn Sie lieber verehrter Mensch das Gedicht oder überhaupt das Werk höher stellen würden als den Menschen.“ (Brief vom Dez. 1956, *LvF, Bw*, S. 299)

Zeitgleich geht es in den Briefen an Ingeborg Teuffenbach schon deutlich um das Problem der Produktivität, das in den Briefen an Ficker nur aufscheint. Vermutlich fühlte sich Christine Lavant von Ingeborg Teuffenbach darin direkt verstanden, da diese selbst Gedichte schrieb, dichterisch ambitioniert war. Man liebte einander Bücher,



und eigene Gedichte wurden ausgetauscht. Es ging dabei nicht um ‚Fragen der Dichtung‘, und nur andeutungsweise spricht Christine Lavant von Geschriebenem.

Doch tritt ab 1955 das Problem des Dichten-könnens hervor, und ihre Mitteilungen, die einmal gefaßter, einmal verzweifelter klingen, vermitteln auch Kontexte: Sie setzt die Dichtung in Abwägung gegen die ihr verheißungsvoll erscheinende Lebensnormalität von „Mann“ und „Kind“ (Brief 28), gegen die „Sinnlosigkeit und Langeweile“ ihres Lebens“ (Brief 31). Sie fürchtet, ohne die Dichtung nicht mehr so akzeptierbar zu sein (Brief 32), ebenso wie sich mit der Dichtung von sich entfernt zu haben (Brief 38).

Familienprobleme (v. a. die Unterstützung oder Betreuung der Schwestern) rücken in den Vordergrund, oder: Christine Lavant rückt ihre Familie in den Vordergrund.

Es wird beinahe zu einer stehenden Mitteilung an andere, daß das Leben, die Menschen, mehr wert seien als die Kunst, und daß das tapfere Leben, die Meisterung des jedem zugeteilten Geschickes, auch eine Form ‚gelingen- den‘ Lebens sei. Bei einer Person, die immer wieder betont hat, daß das Verhalten der Menschen zueinander von entscheidender Bedeutung ist, scheint es nicht angemessen anzunehmen, daß diese Haltung sich erst entwickelte, als die Kunst sich zum Gehen gewandt hatte; vermutlich läßt die Kunst sich so etwas auch nicht gern und dauernd sagen. Immer wieder ist auch die Rede von einer ‚Dumpfheit‘, durch die nichts mehr durchdringt, die sie von Dichtung und Menschen gleichermaßen trennt. Sie findet nicht mehr zur Artikulation. Dahinter wird auch die Erfahrung stehen, daß sich bestimmte innere Einsichten nicht wirklich in Worte fassen lassen; sicher haben sich aber auch

die Erwartungen bezüglich neuer Produktion blockierend vor den Zugang zur Kunst gelegt.

Zu Beginn der 60er Jahre hält Christine Lavant es nicht für ausgeschlossen, daß es noch einmal zu Phasen dichterischer Kraft kommt; in einem Brief an Domin 1960 nennt sie das Schöpferische „verstopft“ (S. 155). 1966 schreibt sie an dieselbe: „Mein Schreib-Schweigen ist Psychisch u. Physisch bedingt u. geht bis zu den Wurzeln.“ (S. 166), im April 1966 an Deesen: „Ich drücke mich immer schwerer schriftlich aus. Totale Verödung.“

Und trotzdem schreibt sie an ihn am 5. 1. 72.: „Bitte sei mir nicht böse wegen meiner Schreib-Unlust. Es sind nicht nur die (im Winter) immer schmerzenden Augen sondern vielmehr noch die Scheu der ein einsam lebender Mensch eben verfällt wenn er nicht dauernd vor einer Klagemauer stehen will. Ich will nicht. Ich will trotz Allem (was sich eben nicht ändern läßt) so froh als möglich werden. Ja das genau will ich.“

Ihr Leben verlief immer deutlicher in der Spannung zwischen Ermüdung und Entschluß.

Die Fraglosigkeit, die Ausschließlichkeit, die Christine Lavant Ingeborg Teuffenbach entgegenbrachte, wurde schon als Ausdruck einer Projektion erwogen; daß es an der anderen Person gar nichts zu bedenken, nichts nachzuhören gab, daß sie über alle Zweifel erhaben zu sein schien, muß jedoch auch im Hinblick darauf wundern, daß Ingeborg Teuffenbach politisch so unbescholten nicht war.

In einem frühen Notizbüchlein Ingeborg Teuffenbachs zum späteren Erinnerungsbuch ist zu lesen, daß Ingeborg

Teuffenbach von ihrer literarischen Tätigkeit während der Nazizeit mit Christine Lavant gesprochen hat: „[...] Christl wußte das u. sie sagte ‚ja mein, du warst halt so viel dick‘ womit sie ‚schön‘ meinte u. die Dicken habens immer schwerer inwendig zu leb'n, weil sie alles vor die Füß geschüttet kriegn.“ (Nachlaß Teuffenbach, Brenner-Archiv) Wollen wir hier eine wie auch immer tatsächlich gemachte Äußerung annehmen, so zeigt sich, wie direkt Christine Lavant am Menschlichen entlang dachte, wie wenig ihr das Funktionieren des Systems und im System als politischer bzw. soziologischer Begriff bedeutete. Es schien ihr wohl nicht unwahrscheinlich, daß es vielleicht schon optisch, vom Äußeren her, eine Vereinnahmung gegeben habe, gegen die schwer sich zu wehren ist, und daß sich jemand bejahend zu etwas verhält, das ihn bestätigt.

Christine Lavant hat sich in der Welt nicht viel bewegt, war keine Bürgerin der Welt. Das Politische war außerhalb ihrer Welt, wie das Zeitgeschehen außerhalb ihrer Welt war. Sie bezog keine Zeitung, sie hatte kein Radio („Nein Radio hab ich keins. Mein Mann will das nicht.“, an G. Rakovsky, um Weihnachten 1963). Informiertheit war kein Wert, wurde als solcher auch nie vom Elternhaus vermittelt. Man bewährte sich in seiner Welt, die unter religiöse Zeichen gestellt war, anderes übernahmen andere. Christine Lavants Fragen kreisen, abgekoppelt von Zeitgeschichtlichem oder Gesellschaftspolitischem, um individuelle Konditionen. Ihre Genauigkeit richtete sich nicht auf System oder Thema, sondern entstand an konkreten Lebensfragen und -antworten. Sie sah nicht politisch. Sie hat auch nicht, wie Adorno, das Ästhetische gegen eine historische Dimension gewogen, jedoch hat sich, wie schon

gezeigt, ihr individueller, von jeher starker Schuldbegriff immer und zunehmend auch auf ihre eigene ästhetische Produktion bezogen. Eine Gelegenheit (bisher wohl die einzige schriftliche Äußerung zu diesem Thema) brachte da auch etwas wie ein politisches Bekenntnis hervor:

[An Gertrude Rakovsky]

[1963]

Liebe Trude.

Aber sofort erinnerte ich mich an Dich! Bist doch das arme gütige Judenmädchel das sich damals i. St. Veit meiner Gedichte erbarmte u. später für mich den Weg zu Anni v. Rogalla machte. Gewisse Dinge – gütige – bleiben noch b. tiefster Verlorenheit klar i. einem. Bitte nimm d. Ausdruck „Juden“ – Mädchel so wie ich ihn meine als Ehrentitel u. Anruf zu größtem Wiedergutmachtungswillen auch wenn ich nie naziverseucht war u. d. jüdische Volk für mich immer etwas geheimnisvoll anziehendes hatte. Aber viell. tun Dir solche Erklärungen bloß weh?

Lang wird mein Brief nicht denn d. Schreiben ist für mich zur Qual geworden.

Nun zum traurigen Bekenntnis: Ich habe Deine Manuss. nimmer. Da wir m. 84 jähr. sehr kranker Mann u. ich nur einen einzigen winzigen Raum haben mußte ich als hier i. Haus der Dachboden zu Magazine ausgebaut worden ist alle meine Manuss. – (darunter leider auch einige fremde waren) verbrennen. Ich wußte einfach nicht wohin damit. Bitte versuche mir das zu verzeihen.

Nein mein Leben hat sich trotz allem nicht verändert. Doch ja i. einem wohl. Ich bekomme seit Jahren v. Land u. Ministerium einen monatl. Betrag der mir das Leben ermöglicht. Mit Stricken ginge es nimmer bin zu oft krank besonders d. Augen. Auch seelisch (v. Pasedow). Da mein Mann Herzwassersucht hat u. vollkommen hilflos kann ich nicht einmal so viel v. ihm weg um mich behandeln od. operieren zu lassen.

Aber was ist das Alles gegenüber den Qualen die Du u. Millionen Deiner Brüder u. Schwestern erleiden müßten. Schuld u. Scham u. Erbarmen darüber werden immer größer i. mir. Hier ist auch mit Verzeihung nichts getan. Man hätte es einfach zur rechten Zeit wissen müssen u. sich zu Euch stellen u. Euer Los auf sich nehmen.

Sieh u. ich schäme mich immer mehr daß alles was ich dichtete nur aus mir kam. Wohl habe ich hier eine Entschuldigung. Das größte Ausgestoßensein v. Kindheit an durch eine eckelhafte Krankheit. Wie hätte ich je die Möglichkeit gehabt mich anderen Herzen so nah nähern zu dürfen daß ich eins nur hätte erkennen können. Trotzdem ist auch das Schuld! Begreifst Du daß man schließlich nicht mehr schreiben kann daß man sich jeder Zeile schämt?

Dein Gedicht ist erschütternd u. auch stark aber Du sollst nicht auch das noch verlieren ich sende es Dir zurück.

Leidest Du Not od. Mangel? Schreibe mir das. Und lebe wohl Liebe!

D. Christl L.

Auch in bezug auf ihren Kontakt zu Otto Scrinzi stellen sich Zweifel ein. Otto Scrinzi hat wiederholt geäußert,

daß für ihn die Biologie Basis der (Gesellschafts-)Politik sei, daß nur die Natur eindeutige Werte hervorbringe und Wertpluralität nur Abweichung meine. Ist es bloß eine polemische Frage, ob Scrinzi, der 1968 Überlegungen über die Erbpflege anstellte und erblich Belasteten die Sterilisation nahelegte, wenn es nötig gewesen wäre, auch Christine Lavant entsprechend seiner Diagnose: „endogene, also organische und anlagenmäßig vererbte Depression“ (so im Interview mit Hans Haider) eine freiwillige Sterilisation vorgeschlagen hätte? Es wirkt grotesk: die Angst vor dem ‚Irresein‘, die sie schon in ihrer dörflichen Jugend internalisiert hatte, weil sie mit einem in ‚normal‘ und ‚abseitig‘ einteilenden lebensfeindlich verknöcherten Weltbild konfrontiert war, das mangelnde Funktionstüchtigkeit und Leistungsfähigkeit diagnostizierte, wird in erlösende Bahnen gelenkt von einer Person, deren Einteilungsmuster nicht weniger rigide sind.

In politischen Ansichten oder Haltungen lag sicher nicht die Affinität zu den Personen. Worin bestand sie?

Zum einen hat Christine Lavant sich an schöpferisch tätige Menschen angeschlossen, vielleicht sich dort auch ein wenig ihrer eigenen Tätigkeit und Kraft versichert. Über Josef Habernig ist wenig bekannt, der Grund der Heirat mit ihm liegt im Bereich der Spekulation, und auch an der Beziehung zu Berg interessieren hier nicht private Einzelheiten. Jedoch können beide als entschiedene Künstler gelten; in gewisser Parallele waren beide noch über einen sie erst in ganz andere Richtung führenden Lebensweg hinweg entschieden, Kunstmaler zu werden, eine künstlerische Existenz zu führen.

Auch mit Ingeborg Teuffenbach gab es einen Kontakt über die Dichtung. Allerdings läßt sich auch eine andere Ebene ausmachen. Es ist kein Zufall, daß die schwärmerisch Betrachtete einem klassischen Schönheitsideal entsprach und daß sie Mutter, mütterlich war: Die Konstruktion des Komplementären bot die Möglichkeit, das ganz andere zu sein und sich doch zugleich die Teilhabe an dieser Sphäre zu sichern – vielleicht etwas, das im Begriff der „Schwester“ mitschwingt, den sie ja auch auf Evlyn Wolf anwendet.

Bei Männern scheint sie hingegen eher Führung, Schutz statt Trost, den ‚Kavalierstypus‘ gesucht zu haben. Alle Personen, auf die sie deutlich zutritt, sind aus ‚gutem Hause‘ und ‚von Kultur‘, stehen fest im Leben, sind nicht selten mit Haltung ausgerüstet, und das vermischte sich mit dem bei ihr häufig gebrauchten Begriff der ‚Güte‘, der wie automatisch der anderen Person die Überlegenheit zuschreibt und zugleich einen Bezug herstellt, der im Hinblick auf Ficker hier schon Erwähnung fand: Sie konnte darauf vertrauen, daß die Personen sie wichtig nahmen, und sie wollte sich mit ihrem Bemühen an ihnen aufrecht halten. Es war dies kein Haschen nach gesellschaftlichem Aufstieg oder Arroganz ihrer Herkunft, ihrer Familie oder ihrer Lebenswelt gegenüber. Es war ein existentieller Entwurf, und sie bekam dabei auch Kraft, die ihr gegen ihre eigene Schwäche half, aber die sie nicht zuletzt auch für das brauchte, für das sie sich verantwortlich fühlte.

Christine Lavant selbst war von Kindheit an von der Normalität, den Mehrheitsformen, ausgeschlossen. Sie war ihr Leben lang krank. Sie trug die Spuren dieser Krankheiten, und man darf annehmen, daß es ihr infolge der

Krankheiten auch nicht angeraten oder möglich war, Kinder zu bekommen. ‚Kind‘ und auch ‚Mann‘ wurden Chiffren für ihr Bedürfnis nach „Normalisierung im Menschlichem hier“ (an Ficker im Mai 1956, *LvF Bw*, S. 291); manchmal erscheinen sie als Ausdruck einer Fixierung auf ein beweisbar und fraglos sinnvolles Leben. Ebenso liegt in den Begriffen ‚Mutter‘ und ‚Kind‘ mehr als die biologische Generation; Mutter-sein steht auch dafür, stark, schützend, verantwortlich zu sein. Auch in den Briefen an Ingeborg Teuffenbach geben die Begriffe ‚Kind‘ und ‚Mutter‘ Hinweise in dieser Richtung, dabei wechselt die Zuschreibung: Einmal hat Ingeborg Teuffenbach eine gesegnete „Mutterhand“ (Brief 15), zum anderen schreibt Christine Lavant, „die Mutter in mir“ werde alles überstehen (Brief 37). Sie beschreibt aber auch wiederholt den unbefriedigenden Zustand, von dauerndem Kindsein direkt in einen „greisenhaften Zustand“ getreten zu sein: Die Krankheit hielt sie immer in einem an Kindheit erinnernden Abhängigkeitsverhältnis, schloß sie vom ‚normalen Leben‘ aus – älter, als sie war, wurde sie durch ihr infolgedessen höchst aufmerksames Verhältnis zum Leben.

Dabei entstand ihre ungeheure Beobachtungskraft, mit der sie in der Prosa feine wie komplizierte psychische Zusammenhänge erfahrbar werden ließ und die sich, wohl noch einmal in einem anderen inneren Raum angesiedelt, in der Lyrik vor allem auf ihre eigenen Zustände und Regungen richtete.

Vermutlich mit einem neuen ‚Hauptkontakt‘, mit Werner Berg, schwindet die einzigartige Wichtigkeit Ingeborgs,



oder besser: die einzigartige Wichtigkeit wird auf eine andere Person übertragen. Die Briefe werden seltener, bleiben aber persönlich; ein freundschaftliches Verhältnis zu Ingeborg Teuffenbach hat Fortbestand gehabt; jedenfalls schreibt Christine Lavant um Weihnachten 1963 an Gertrude Rakovsky: „Ja mit der Ingeborg bin ich noch immer sehr gut u. wenn sie od. ihr Mann ins Lavanttal kommen dann besuchen sie mich. Sonst aber bin ich mit niemanden von den ‚Damaligen‘ Dichtern mehr i. Kontakt. Weißt, ich schreibe sehr sehr ungern u. da ich v. daheim nicht mehr weg kann bleiben mir ganz wenige nur Solche die die Möglichkeit haben mich hier für 1–2 Stunden zu besuchen d. h. mit dem Auto i. ein Caffee zu entführen. Jedes Jahr fallen einige weg u. kommen neue hinzu. Die Bleibenden könnte ich an d. Fingern einer Hand aufzählen aber Du kennst sie nicht.“

Das Ende des Briefwechsels ist nicht das Ende der Beziehung; die Taschenkalender Ingeborg Teuffenbachs verzeichnen weitere Treffen. Inwieweit Christine Lavant das Briefeschreiben aus Mangel an Kräften oder an Bedürfnis von sich aus überhaupt reduzierte, wäre an anderen Briefserien zu überprüfen; es scheint bisher, als habe sie etwa ab Mitte der 60er Jahre keine ‚freiwilligen‘ oder intensiveren Briefkontakte mehr geführt.